



**INSTITUT
FUTUR**

Freie Universität



Berlin

Gegenwärtige Zukünfte, kontingente Gegenwarten und prospektives Sprechen

Anregungen für Zukunftsforschung aus einer Auseinandersetzung
mit sprachreflexiven Ansätzen von Roland Barthes

Nele Fischer

iF SCHRIFTENREIHE | 03/17

Sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung

Impressum

Institut Futur
Freie Universität Berlin
Fabeckstr. 37
14195 Berlin
© 2017

Herausgeber: Gerhard de Haan
Redaktion: Sascha Dannenberg
Sercan Sever
ISBN: 978-3-944843-28-5 (eBook)
ISBN: 978-3-944843-29-2 (print)

Abstract

Ausgehend von einem Sprachverständnis (post)strukturalistischer Ansätze und insbesondere von Roland Barthes werden Zukunftsbilder als gegenwärtige sprachliche Konstruktionen untersucht. Sprache wird dabei als grundlegend differentiell, konventionell und präfigurativ verstanden. Sie setzt einen Denkraumen, der auch Zukunftsbilder prägt. Anhand Barthes' Begriff der Doxa als dominanter, sich als ‚natürlich‘ setzender Diskurs wird Plausibilität als durch diesen Denkraumen gestützt verstanden. Entsprechend schreiben plausible Zukunftsbilder den jeweiligen Denkraumen fort. Anhand textanalytischer Verfahren werden Möglichkeiten untersucht, über die Distanzierung zu diesem Denkraumen Anregungen für andere Setzungen zu schaffen. Zudem wird deren sprachliches Gestaltungspotenzial betrachtet.

Zur iF⁺ Schriftenreihe

Das **Institut Futur** ist eine Einrichtung der Freien Universität Berlin. Das Institut konzentriert sich auf drei Kernbereiche: 1. die sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung, 2. das Lern- und Handlungsfeld Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) und 3. die Forschung zu Transfer von Wissen und Innovationen.

Darüberhinaus bietet das Institut Futur seit 2010 den ersten Studiengang zur Zukunftsforschung im deutschsprachigen Raum an. Der weiterbildende **Masterstudiengang Zukunftsforschung** vermittelt – anknüpfend an einen ersten Hochschulabschluss und die qualifizierten Berufserfahrungen der Studentinnen und Studenten – die Techniken wissenschaftlichen Arbeitens in der Zukunftsforschung und stellt gleichzeitig einen starken Bezug zur Praxis her.

Mit dieser Schriftenreihe veröffentlicht das Institut Futur Arbeitsergebnisse und Analysen, die im Kontext des Instituts entstanden sind. Die Palette der Themen ist entsprechend breit gehalten. Vieles hat explorativen Charakter. Das hat zwei Gründe: Erstens basiert die Zukunftsforschung bisher kaum auf einem konsolidierten wissenschaftlichen Fundament. Ihre Qualitäts- und Gütekriterien sind ebenso in der Diskussion wie ihre wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Implikationen. Zweitens ist ihr Gegenstand so allumfassend, dass sich das Feld kaum sortieren, geschweige denn kategorisieren lässt. Technologische Vorausschau gehört ebenso dazu wie Forschungen zum sozialen Wandel, zur Veränderung von Wirtschaftsstrukturen, zur Veränderung der Umwelt, zur Geschichte der Zukunftsvorstellungen, zur Bedeutung von Design, zu Wünschen und Bedürfnissen, zu den Forschungsmethoden und zu Fragen der Kontingenz künftiger Entwicklungen wie deren Vorhersage – um nur einige prägnante aktuelle Themenfelder zu benennen. Entsprechend offen ist das Konzept dieser Schriftenreihe. Sie bietet Facetten der Reflexion zu speziellen Themen, Analysen und Impulse für weitere Forschungsfragen, aber auch Ergebnisse aus empirischen Studien – immer mit Blick auf mögliche künftige Entwicklungen, Gestaltungsoptionen und Erwartungen.

Bei aller Offenheit und Heterogenität existiert für die Publikationen dennoch eine Rahmung. Zunächst sind einige der üblichen Kriterien von Wissenschaftlichkeit selbstverständlich Grundlage für die Beiträge: Transparenz, Nachvollziehbarkeit von Argumentationen, Zitationsmodi etc. folgen den Gepflogenheiten. Darüber orientieren sich die Beiträge erstens erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretisch implizit oder explizit an konstruktivistischem Denken, ohne sich auf den radikalen Konstruktivismus, sozialen Konstruktivismus, kybernetische Ansätze, den methodischen Kulturalismus oder andere Konstruktivismen festzulegen. Es scheint der Auseinandersetzung mit Zukunft generell angemessen, sie als konstruiert zu betrachten, da über sie schwerlich als Tatsache oder gar als Wirklichkeit gesprochen werden kann. Mit konstruktivistischen Ansätzen wird erkennbar, dass Wirklichkeiten geschaffen werden – das gilt schon für jegliche Gegenwartsdiagnose und für den Entwurf von Zukünften allemal. Zweitens folgen die Beiträge sozialwissenschaftlich in der Regel einem Verständnis von Gesellschaft, wie es im Kontext der

Theorien zur zweiten oder reflexiven Moderne formuliert wird. Das bedeutet etwa, nicht mehr von eindeutigen Grenzen zwischen Natur und Gesellschaft auszugehen, sondern anzuerkennen, dass wir im Anthropozän leben. Wissen und Nichtwissen werden als eng mit einander verbunden angesehen. Auch sind eindeutige Trennungen zwischen sozialen Sphären immer weniger möglich. Vielmehr ist hier den Phänomenen der Pluralisierung Rechnung zu tragen. Das bedeutet auch, wissenschaftliche Begründungsmonopole – nicht aber Begründungspflichten – aufzugeben und vor allem Ungewissheiten und Widersprüchlichkeiten anzuerkennen. Ungewissheiten, Risiken und Wagnisse und das Unerwartete werden nicht als wegzuarbeitende Phänomene, sondern als Quellen für die Zukunftsforschung akzeptiert und genutzt, um Zukunft als gestaltbar darzustellen. Ob mit der erkenntnistheoretischen Orientierung am Konstruktivismus und gesellschaftstheoretischen Orientierung an der reflexiven Moderne ein haltbarer Rahmen gefunden wird, muss sich über die Beiträge und in anderen Kontexten erst erweisen.

Diese Schriftenreihe ist im größeren Kontext der Publikationen zu sehen, die vom Institut Futur mit herausgegeben werden. Das auf Initiative von *Prof. Dr. Gerhard de Haan* und *Prof. Dr. Reinhold Popp* gegründete englischsprachige **European Journal of Futures Research** (EJFR) erscheint seit 2013 im Springer Verlag (Berlin, Heidelberg). Diese internationale Fachzeitschrift wird vom Institut Futur an der Freien Universität Berlin in Zusammenarbeit mit renommierten ExpertInnen der Technischen Universität Berlin, der Sigmund Freud-Privatuniversität Wien, der Stiftung für Zukunftsfragen-Hamburg und Erik Øverland (World Futures Studies Federation) herausgegeben. Mit speziellem Fokus auf Europa im globalen Kontext und dem Ziel, die europäischen Ausprägungsformen der Zukunftsforschung zu betonen, schließt diese wissenschaftliche Zeitschrift eine Lücke in der Forschungslandschaft. Das Journal ist interdisziplinär ausgerichtet und wird philosophische und wissenschaftstheoretische Fragestellungen, methodische Ansätze und empirische Ergebnisse aus der Zukunftsforschung publizieren. Daneben publizieren wir ein Supplement zu dem EJFR, in dem in allen europäischen Sprachen publiziert werden kann. Hier sind Beiträge versammelt, die primär einen sehr speziellen Adressatenkreis ansprechen.

Gerhard de Haan
- Herausgeber -

Inhalt

Prolog	7
1. Einleitung	8
2. Ein differentielles Verständnis von Sprache	12
2.1 Sprachreflexive Ansätze	13
2.2 Sprachverständnis Saussure'scher Prägung	15
2.2.1 Sprache als System	16
2.2.2 Zeichen als konventionelle Relation von Signifikat und Signifikant	17
2.2.3 Zeichen als Differenz: Paradigma	18
2.2.4 Zeichen in der Verbindung: Syntagma	19
2.3 Erweiterung des Sprachbegriffs: Intelligible Welt	19
2.4 Poststrukturalistische Verschiebungen: haltlose Differenz	21
2.5 Sprachliche Weltkonstruktion	23
2.5.1 Differentielles statt referentielles Sprachverständnis	24
2.5.2 Aufhebung von Objektivität	26
2.5.3 Sprachliche Konstruktion des Subjekts	28
2.6 Sprache als Denkraum für Zukunftsbilder	29
3. Kontingente Gegenwart und paradoxe Zukünfte	30
3.1 Sprache und Macht	31
3.2 Naturalisierte Diskurse: Doxa	32
3.2.1 Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und Plausibilität	34
3.2.2 Kontingente Gegenwart	36
3.3 Die Doxa bemerkenswert und Kontingenz sichtbar machen	37
3.4 Distanzierung	38
3.4.1 Causal Layered Analysis (CLA)	38
3.4.2 Sprechpositionen verschieben	39
3.4.3 Alternative Zukünfte	40
3.5 Arbeit an und mit Sprache	41
3.6 Zukunftsbilder kritisieren	42
3.6.1 Pluralität der Bedeutung wahrnehmbar machen	43
3.6.2 Kritische Lektüre	44
3.6.2.1 Zerlegung des Textes in Lexien	45
3.6.2.2 Strukturation	45

3.6.3	Narrative Codes	46
3.6.3.1	Sequenzanalyse	47
3.6.3.2	Logisch-zeitliche Ordnung	48
3.6.4	Analyse der eigenen Benennungen	50
3.6.5	Referenzcodes	51
3.6.6	Code der Seme	52
3.6.7	Symbolisches Feld	53
3.6.8	Ausschlüsse und Marginalisierungen	54
4.	Sprachliche Gestaltungsmöglichkeiten	54
4.1	Veränderbarkeit der Sprache und Veränderung durch Sprache	55
4.2	Zukunftsbilder diskutieren	56
4.3	Kontingenz nutzbar machen	58
4.4	In Differenzen denken	59
4.5	Mit Möglichkeiten experimentieren	60
5.	Zum Schluss	61
Anhang		63
Quellenverzeichnis		65
A.	Werke von Roland Barthes	65
B.	Weitere Literatur	67

Ediotische Anmerkungen: Die Werke von Barthes sind mit Siglen versehen, deren Übersicht sich im Literaturverzeichnis findet.

Für die Bezeichnung von Personen(gruppen) wurden meinerseits vorwiegend geschlechtsunspezifische Begriffe genutzt. Wo dies nicht ging, wurde, gewissermaßen die in zitierten Passagen dominierenden männlichen Formen ausgleichend, auf die weibliche Form zurückgegriffen. In jedem Fall sind die Begriffe alle Geschlechtszuordnungen umfassend zu lesen.

Prolog

„Ein Begriff ist gewiß kein Ding, aber ebensowenig nur das Bewußtsein eines Begriffs. Ein Begriff ist ein Werkzeug und eine Geschichte, d.h. ein Bündel von Möglichkeiten und Hindernissen in einer erlebten Welt.“ (G.G. Granger zitiert in ES, 11)

Wie lässt sich schreibend über die Reflexion von Sprache über Sprache reflektieren, um dabei und dadurch Möglichkeiten für eine kritische Zukunftsforschung zu (er)finden? Die folgende Arbeit ist mein Versuch, die fortwährenden Verschiebungen meiner Gedanken zu den Möglichkeiten und Implikationen eines differentiellen Sprachverständnisses für Zukunftsforschung (für den Moment) anzuhalten und in eine den Konventionen wissenschaftlicher Abschlussarbeiten konforme Logik zu bringen. Gleichwohl werde ich das ‚ich‘ nicht aus der Arbeit ausschließen: Es bleibt hier und da als kleine Erinnerung daran, dass diese Arbeit (dem hier untersuchten Sprachverständnis folgend) eben eine, meine, Konstruktion ist, die keine objektive Gültigkeit beansprucht sondern eine bestimmte sprachliche Perspektive ausprobieren will und dabei an einen bestimmten Denkraum gebunden ist. Ausgangspunkt meines Versuchs ist das Werk von Roland Barthes. Ein Werk also, das fragmentarisch ist, sich Definitionen entzieht, kontinuierlich die Position verschiebt und, um Barthes (KS, 302f) zu paraphrasieren, mit Begriffen und Konzepten Piraterie betreibt. Das nehme ich als Anlass (und Rechtfertigung), um mich von Barthes’ mehr zu Ableitungen inspirieren zu lassen, statt dessen Ansätze oder die Entwicklung des Werkes im Einzelnen nachzuvollziehen. In den Worten Barthes’ (UMS, 66):

„Er erfindet nicht, er kombiniert noch nicht einmal, er überträgt: für ihn ist Vergleich Vernunft: er findet Vergnügen daran, den Gegenstand durch eine Art Imagination zu verlagern, die mehr homologisch ist als metaphorisch (es werden Systeme verglichen, nicht Bilder) [...]“

Auf die Übernahme der Piraterie verzichte ich jedoch und gebe Quellen an – und das teilweise reichlich, weil sich meine Übertragungen häufig aus einer Vielzahl im Werk verstreuter Passagen oder Satzfragmente speisen. Barthes’ Werk habe ich in der deutschen Übersetzung gelesen. Die damit verbundenen Einschränkungen empfinde ich für die Suche nach Anknüpfungspunkten im Kontext dieser Arbeit aber nicht hinderlich.

1. Einleitung

„Die Astrologie ist nicht voraussagend, sondern beschreibend (sie beschreibt sehr realistisch die sozialen Verhältnisse)“ (UMS, 95). Barthes' Feststellung lässt sich auf jegliche Beschäftigung mit Zukünften, also auch auf Zukunftsforschung übertragen. Denn Zukunft ist eine gegenwärtige, sprachliche Konstruktion von dem, was wir uns unter ihr vorstellen und diese Vorstellungen sind auch an eine bestimmte Perspektive auf die Gegenwart gebunden (Grunwald, 2013: 4, 7; 2009: 26, 28; Inayatullah, 1990: 134, 136; Fuller & Loogma, 2009: 72). Zukunftsbilder sind damit immer auch Beschreibungen der Gegenwart. „[...] Zukunftsforschung ist daher keine Wissenschaft von ‚der‘ Zukunft, sondern von ihren je gegenwärtigen Konstruktionen“ (Grunwald, 2009: 26). Zukunftsforschung als Gegenwartsforschung mit Fokus auf Zukunftsvorstellungen (Grunwald, 2009: 33) – das mag in der Hoffnung auf einen Blick in die Zukunft, auf Vorausschau, unbefriedigend erscheinen. Doch darin steckt, ganz im Gegenteil, ein großes Potenzial für die methodologische Weiterentwicklung sowie für ein (epistemologisches) Selbstverständnis der Zukunftsforschung. Möglichkeiten, dieses Potenzial nutzbar zu machen, liegen insbesondere in der Beschäftigung mit sprachreflexiven Ansätzen.

Die Relevanz eines sprachlichen Zugangs zur Zukunftsforschung zeigt sich insbesondere im Hinblick auf die epistemologischen Möglichkeiten der Schaffung von Orientierungswissen. Zukunftsforschung ist, so Grunwald (2009: 28f), eine Umwegargumentation: Über die Beschäftigung mit Zukünften soll Orientierung für gegenwärtige Entscheidungen geschaffen werden (Grunwald, 2009: 28f; 2013: 1; Steinmüller, 2007: 158, 170). Grunwald (2013) sieht dabei entsprechend dem Grad der Divergenz der Zukunftsbilder drei Modi der Orientierung:

Im ersten Modus konvergieren Zukunftsaussagen und werden als Vorhersagen interpretiert, die einen verlässlichen (und oft quantitativ fundierten) Entscheidungsrahmen bieten (Grunwald, 2013: 1ff). Orientierung im ersten Modus entspricht dem, was Inayatullah (1990: 115ff) die vorhersagende Dimension des Zukunftsdiskurses nennt und mit einer empirischen Epistemologie verbindet. Obgleich ein solcher Zugang zu Orientierungswissen¹ nützlich sein kann, ist er insofern problematisch, als er von stark deterministischen Annahmen und einer Fortschreibung der Gegenwart geprägt ist (Grunwald, 2013: 3f; Inayatullah, 1990: 115, 136). Entsprechend ist ein solcher Orientierungsmodus bei divergierenden Zukunftsbildern und den damit verbundenen inhärenten Unsicherheiten nicht mehr anwendbar (vgl. Grunwald, 2013: 5). Der zweite Orientierungsmodus, der sich auf begrenzt divergierende Zukunftsbilder bezieht, macht solche Unsicherheiten im Denken von offenen Zukünften für Gestaltungsspielräume nutzbar (Grunwald, 2013: 1f, 5f). Unterschiedliche Zukünfte, oft in Form von Szenarien, werden hier als eine Anzahl möglicher Zukünfte interpretiert, sodass Orientierung über robuste Strategien geschaffen werden kann (Grunwald, 2013: 1f, 5). Orientierung im zweiten Modus lässt sich, u.a. im Hinblick auf die Annahme offener Zukünfte und die Bedeutung von Szenarien, als zentraler Modus für gegenwärtige Zukunftsforschung sehen.

1 Zukunftswissen lässt sich verstehen als das Wissen von gegenwärtigen Zukunftsvorstellungen sowie von ihren Grundlagen, d.h. den dafür angenommen Prämissen, Interessen usw. (Grunwald, 2009: 34). Orientierungswissen ist das daraus abgeleitete Wissen, auf dessen Grundlage gegenwärtige Entscheidungen getroffen werden können.

Während sich Orientierung im ersten Modus auf eine empirische epistemologische Grundlage berufen kann – mit all den damit verbundenen und nicht immer explizit gemachten Einschränkungen u.a. im Hinblick die Fortschreibbarkeit der Daten – so ist die epistemologische und wissenschaftliche Grundlage von Zukunftsforschung besonders im zweiten Modus fragil. Denn zwar spricht Zukunftsforschung über zukünftige Gegenwarten, diese selbst jedoch kann sie nicht untersuchen. Grunwald (2009: 26) greift diese Problematik an anderer Stelle auf:

„Zukunft besteht nur als sprachlich formulierte Zukunft. [...] Weder lebensweltlich noch wissenschaftlich haben wir einen außersprachlichen Zugriff auf die Zukunft, da niemand zukünftige Gegenwarten beobachten kann [...]. Daher kommt der Art und Weise unseres Redens über Zukunft eine entscheidende Bedeutung zu.“

Was Zukunftsforschung untersuchen kann, sind folglich gegenwärtige, sprachliche Konstruktionen von Zukünften (Grunwald, 2013: 4, 7; 2009: 26, 28; Inayatullah, 1990: 134, 136). Dieser Gegenwartsbezug bietet, so Grunwald (2009: 26), die Möglichkeit der „Rettung“ der epistemologischen wie wissenschaftlichen Grundlage der Zukunftsforschung: Gegenwärtige Zukünfte sind, im Gegensatz zu zukünftigen Gegenwarten, ein greifbarer Forschungsgegenstand und Zukunftsforschung kann ihre Aussagen in gegenwärtigem Wissen, gegenwärtiger Relevanz usw. begründen statt über inhärente Unsicherheiten und die nicht (bzw. nur ex-post) vorhandene Möglichkeit der Falsifikation zu stolpern (Grunwald, 2009: 26ff). Entscheidend für das generierte Orientierungswissen ist folglich, dass es dem jeweiligen Kontext entsprechend adäquates Handeln ermöglicht, nicht seine ex-post Verifizierung (Steinmüller, 2007: 171f). Damit hätte sich Zukunftsforschung ihren Forschungsgegenstand und die Möglichkeit, daraus Orientierungswissen abzuleiten, gesichert. Und, im Sinne von Grunwalds (2013: 1f, 7) drittem Orientierungsmodus, sogar erweitert: So wird Orientierung bei stark divergierenden Zukunftsbildern nur über semantische und hermeneutische Ansätze, also sprachliche Zugänge, möglich. Orientierung kann in diesen Fällen nur in Form einer Gegenwartsanalyse durch die diskursive Auseinandersetzung mit den Begründungen der Divergenzen geschaffen werden, um so die Reflexion und Diskussion der Zukunftsbilder zu unterstützen (Grunwald, 2013: 2, 7f).

Im Hinblick auf die epistemologischen sowie methodologischen Grundlagen einer Beschäftigung mit Zukünften als gegenwärtigen *sprachlichen* Konstruktionen besteht jedoch Forschungsbedarf. Gerade weil sich Sprache aus dieser Perspektive als „the main tool for futures practitioners“ (van der Helm, 2006: 17) verstehen lässt. Einen methodologischen Ansatzpunkt sieht Grunwald hier bei dem für die diskursiven Auseinandersetzungen mit Zukunftsbildern wichtigen Kriterium der Geltung, das aus dieser sprachlichen Perspektive ausschlaggebend für Zukunftsaussagen ist (Grunwald, 2009: 31f). Die Nutzung von semantischen und hermeneutischen Zugängen im Sinne des dritten Orientierungsmodus seien jedoch, so Grunwald, bisher wenig untersucht (Grunwald, 2013: 2). Einen Ansatz in dieser Richtung stellt die Causal Layered Analysis (CLA) von Inayatullah dar, die sich methodologisch auf poststrukturalistische Ansätze bezieht, ohne diese Bezüge jedoch vertieft theoretisch zu fundieren (Inayatullah, 1998).

Auf epistemologischer Ebene sehen Fuller und Loogma (2009: 71f) einen starken, wenn auch meist impliziten Bezug der Zukunftsforschung zum sozialen Konstruktivismus. Gerade die Annahme einer sprachlich konstruierten (sozialen) Wirklichkeit sei dabei für die Zukunftsforschung zentral (Fuller & Loogma, 2009: 72):

„Foresight that produces symbols without inter-subjective meaning neither anticipates, nor produces futures. Our conclusion is that foresight is both a social construction, and a mechanism for social construction. Methodologically, foresight projects should acknowledge the socially constructed nature of their process and outcomes as this will lead to greater rigour and legitimacy”
(Fuller & Loogma, 2009: 71, vgl. 72).

Kritische Zukunftsforschung (*critical futures studies*), in die auch die CLA einzuordnen ist, nimmt eine solche sprachliche Perspektive explizit ein, bezieht sich dabei aber insbesondere auf post-strukturalistische Ansätze (Inayatullah, 1990: 115, 128; Slaughter, 2002: 503). Ausgehend davon, dass Wahrheit und Wirklichkeit sprachliche Konstruktionen innerhalb bestimmter Episteme sind, will kritische Zukunftsforschung durch die Problematisierung der genutzten Kategorien alternative Zukünfte und Transformationspotenziale erschließen (Inayatullah, 1990: 115, 128ff; Slaughter, 2002: 495, 503). In dieser Perspektive werden andere epistemologische Zugänge zu Zukünften, u.a. der bereits erwähnte empirische, als andere Sprachen verstanden, die sich – kritisch hinterfragt – im Hinblick auf Zukunftsgestaltung kombinieren lassen (Inayatullah, 1990: 131, 143; 1998: 816; Slaughter, 2002: 494).

Insgesamt gibt es im Bereich der Zukunftsforschung so verschiedene Ansätze, die sich in unterschiedlichem Maße und mit unterschiedlicher Blickrichtung mit der sprachlichen Konstruiertheit von Zukunftsbildern beschäftigen. Eine vertiefte Auseinandersetzung gerade mit sprachtheoretischen Grundlagen oder mit einzelnen sprachreflexiven Ansätzen könnte jedoch einerseits die theoretische Fundierung unterstützen und andererseits methodologische Anregungen bieten. Die Beschäftigung mit Sprache ist für eine Zukunftsforschung, die sich über die Erforschung der gegenwärtigen sprachlichen Konstruktionen von Zukünften versteht und darüber Orientierung und Zukunftsgestaltung ermöglichen will, also notwendig (Grunwald, 2013: 8; Inayatullah, 1990: 129). Nicht nur Zukunft lässt sich als sprachliche Konstruktion begreifen, sondern Sprache konstruiert und konstituiert Welt.

Annahmen über die Gegenwart, auf denen Zukunftsbilder basieren, sind in diesem Sinne ebenso sprachliche und damit historische und kontingente Setzungen wie die Einordnung von Zukunftsbildern als wahrscheinliche, mögliche, plausible oder wünschbare. Sprache ist dabei kein neutrales Instrument, sondern stellt einen spezifischen Denkraum dar. Die jeweilig genutzte Sprache prägt also auch die Zukunftsbilder. Und das heißt auch, dass sich gerade über die Auseinandersetzung mit der sprachlichen Konstruktion von Zukunftsbildern die gesetzten Annahmen reflektieren lassen. Dabei kann es nicht darum gehen, die jeweiligen sprachlichen Setzungen als ‚falsch‘ zu deklarieren. Vielmehr ermöglicht eine Reflexion der Sprache die Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsbeschreibungen als kontingent und entsprechend anders beschreibbar wahrzunehmen. Die Sprache aufzubrechen heißt, sie für Möglichkeiten zu öffnen.

In dieser Perspektive ist Sprache für die Zukunftsforschung sowohl einziger Zugang zu ihrem Untersuchungsgegenstand, zentraler Bestandteil all ihrer Forschungsprozesse und Möglichkeit

der Zukunftsgestaltung. In der Beschäftigung mit beispielsweise konstruktivistischen, poststrukturalistischen oder semiotischen Ansätzen, in denen eine Problematisierung und Reflexion von Sprache zentral ist, liegt daher die Möglichkeit, einerseits die epistemologischen und methodischen Grundlagen der Zukunftsforschung weiter zu untersuchen und andererseits darüber zu ihrem Selbstverständnis beizutragen (vgl. Steinmüller, 2007: 158, 172; Grunwald, 2013: 8).

In der Auseinandersetzung mit (post)strukturalistischen und semiotischen Ansätzen insbesondere von Roland Barthes untersucht diese Arbeit mögliche theoretische Bezugspunkte in dieser Richtung. Einerseits werden dabei sprachtheoretische Bezüge herausgearbeitet, gerade weil diese inzwischen recht alten Grundlagen im Kontext der Zukunftsforschung bisher meist vage bleiben. Andererseits geht es darum, Implikationen eines Verständnisses von Sprache als Weltkonstruktion im Kontext der Zukunftsforschung auszuloten. Zentral dafür sind Fragen nach der Rolle von Sprache als Denkraum, nach sprachlicher Macht sowie sprachlichen Reflexions- und Veränderungsmöglichkeiten. Im Fokus stehen also Betrachtungen der grundsätzlichen Beziehung von Zukunftsforschung und Sprache. Ausarbeitungen zu Kommunikationsprozessen während (insbesondere partizipativen) Zukunftsforschungsprozessen oder den sprachlichen Bedingungen und kommunikativen Möglichkeiten der erstellten Zukunftsbilder wären aus dieser Perspektive wünschenswert, übersteigen aber den Rahmen dieser Arbeit.²

Die Vielzahl und Diversität sprachreflexiver Ansätze reicht von unterschiedlichsten Zeichen- und Sprachtheorien über semiotische, poststrukturalistische, konstruktivistische Ansätze bis hin zu Ausarbeitungen einzelner Disziplinen, insbesondere im psychologischen, ethnologischen und sozialwissenschaftlichen Bereich sowie in *postcolonial* oder *gender studies*. Diese Arbeit versucht nicht, einen Überblick über diese Ansätze zu geben oder ein synthetisches Sprachverständnis herauszuarbeiten. Stattdessen ist es das Werk von Roland Barthes, das als Orientierung und als Anknüpfungspunkt zur Zukunftsforschung dient. Dieser Zugang entlang den Arbeiten einer Person erlaubt es, in der Vielfalt der Ansätze einen klaren Bezugspunkt zu setzen und von diesem aus kursorische Erkundungen in andere Richtungen zu unternehmen.

Barthes hat mit seinem Werk sowohl strukturalistische, semiotische als auch poststrukturalistische Theorien (und Praktiken) entscheidend geprägt und maßgeblich dazu beigetragen, solche Denkansätze über Linguistik, Sprachphilosophie, Ethnologie und Soziologie hinaus bekannt und nutzbar zu machen (vgl. Birnstiel, 2016: 62, 72, 75). Die Breite der Themen und die (persönliche) Entwicklung von strukturalistischem zu poststrukturalistischem Denken erlauben es, anhand seines Werkes sowohl zentrale Grundlagen der strukturalen Linguistik, strukturalistisch geprägte Textanalysen als auch poststrukturalistische Textzugänge und Schreibpraxen einzubeziehen. Im Werk finden sich so Grundlagen, Weiterentwicklungen, Kritik und kontinuierliche Verschiebungen sprachreflexiver Ansätze. Zudem bieten sich gerade Barthes' poststrukturalistische Überlegungen zur Anknüpfung an *critical futures studies* an und ergänzen so deren Foucault-Bezug (vgl. Inayatullah, 1990: 128) um eine weitere theoretische Position. Und schließlich ist es die in Barthes' Ansätzen zentrale Ambivalenz der Sprache, die mir im Hinblick auf Zukunftsforschung

2 Zu Zeichen in der Kommunikation von Zukünften siehe die Ausarbeitung zur „Ästhetik des Zukünftigen“ von Steinmüller (2007: 159ff).

interessant erscheint: In ihrem Oszillieren zwischen (repressiver) Macht und kreativer, subversiver, Differenz anerkennenden Kraft spiegelt sich ein Spannungsfeld zwischen Fortschreibung und Transformation (vgl. UMS, 163ff). So lässt sich die Orientierung an Barthes mit den Worten Ettes (2011: 15) begründen: „Es ist die Offenheit von Zukünften, bei deren Ausgestaltung das Denken Roland Barthes' hilfreich, vielleicht sogar unverzichtbar ist. Barthes' Denken ist prospektiv.“

Insgesamt bietet eine Beschäftigung mit dem Werk von Barthes einen interessanten Ansatzpunkt für eine Auseinandersetzung mit sprachreflexiven Ansätzen. Sie ermöglicht es, diverse epistemologische und methodologische Anknüpfungspunkte sprachreflexiver Ansätze auszuloten und so Bezüge sowohl hinsichtlich der analytischen Vorgehensweisen als auch zur Nutzung einer solchen Reflexion in der Zukunftsforschung herzustellen. Dabei soll es nicht um eine Auslegung, Darstellung oder Interpretation von Barthes' Werk gehen, sondern seine Ansätze dienen mir als Anstoß, Ausgangspunkt und Orientierung für Betrachtungen von Zukunftsforschung und Sprache. Eine Auseinandersetzung mit weiteren sprachreflexiven Ansätzen bzw. Werken wäre wünschenswert, kann an dieser Stelle jedoch nicht unternommen werden.

Zunächst geht es darum, bereits Barthes folgend, sprachtheoretische Grundlagen sowie einige der Implikationen sprachreflexiver Ansätze darzustellen. So wird deutlich, wie Sprache einen Denkraum setzt, der auch Zukunftsbilder prägt. Im Anschluss werden diese Überlegungen insbesondere in Hinblick auf sprachliche Machtpositionen und Plausibilität aufgegriffen. Davon ausgehend werden Möglichkeiten der Kritik von Zukunftsbildern untersucht, die sprachreflexive Ansätze und insbesondere textanalytische Überlegungen von Barthes bieten können. Sich daraus ergebende Möglichkeiten für Zukunftsgestaltung stehen, dabei mehr als Ausblick denn als vertiefte Untersuchung verstanden, im Fokus des abschließenden Teils dieser Arbeit.

2. Ein differentielles Verständnis von Sprache

Die Auseinandersetzung mit Sprache ist für Zukunftsforschung zentral, weil Zukünfte nur als gegenwärtige sprachliche Konstruktionen fassbar und diese Konstruktionen Teil einer sprachlich konstruierten Welt sind – und dies epistemologische wie methodologische Implikationen für Zukunftsforschung hat. In den Worten Fuller und Loogmas (2009: 73):

„We focus this article on the role of social processes in the construction of meaning because foresight, we argue, is a social process and its purpose is to construct meaning. As a proponent of social constructionism, Gergen [...] argues that a commitment to the objective 'real' seals us off from other possibilities and in eliminating a 'rich sea of alternatives' by quieting alternative discourses, it limits possibilities of action. Social constructionism does not deny reality, it accommodates the human and social power to generate meaningful reality.“

Eine solche Sichtweise mit Fokus auf Bedeutungsprozesse im Kontext der Zukunftsforschung beschreiben, wenn auch aus anderer Perspektive als der des sozialen Konstruktivismus, insbesondere Inayatullah (1990), Slaughter (2002) und Grunwald (2009). Bezugspunkte für die Beschäftigung mit Sprache, ob Grundlagenwerk oder Weiterentwicklung, Inspiration oder vertiefte Auseinandersetzung, finden sich in einem sehr diversen theoretischen (und praktischen) Feld, das ich unter sprachreflexiven Ansätzen zusammenfasse. Bevor entlang der Ansätze von

Barthes auf die konkreten sprachlichen Grundlagen einer Perspektive der Bedeutungserzeugung im Hinblick auf Zukunftsforschung eingegangen wird, soll dieses Feld grob abgesteckt werden.

2.1 Sprachreflexive Ansätze

Ihre zentrale Gemeinsamkeit beziehen sprachreflexive Ansätze für mich daraus, dass Sprache für sie kein transparentes Medium sondern problematisch ist und entsprechend Anlass, Gegenstand und Ort der Reflexion. Es sind Ansätze, die auf je sehr unterschiedliche Weise die Beziehungen zwischen Menschen und Welt aus der Perspektive einer Praxis von Bedeutungserzeugung und -reproduktion sehen und entsprechend der Sprache einen konstruktiven Stellenwert einräumen. Unter diesen sprachreflexiven Ansätzen finden sich, um nur einige zu nennen, eine Vielzahl von Zeichentheorien und deren semiotische Weiterentwicklungen, die selbst keine Einheit bildenden strukturalistischen und poststrukturalistische Ansätze, die diversen konstruktivistischen Ansätze³ sowie verschiedene Arbeiten im beispielsweise philosophischen (u.a. bei Nietzsche, Wittgenstein oder auch Goodman), ethnologischen (u.a. Lévi-Strauss, Geertz), historischen (u.a. White) oder soziologischen (u.a. Berger und Luckmann) Bereich sowie auch in den *postcolonial* oder *gender studies*.

Eine problematisch gewordene Sprache rückt verstärkt Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in den Vordergrund (KS, 271; Birnstiel, 2016: 37f; Belsey, 2002: 105).⁴ Zur Mitte des 20. Jahrhunderts wird sie zentraler Bezugspunkt der Geistes- und Sozialwissenschaften – ein Paradigmenwechsel, der nach Rorty *linguistic turn* genannt wird (Birnstiel, 2016: 37ff). In den Worten Barthes' (SA, 167):

„Die Aufgaben der Linguistik wachsen deshalb ständig, weil wir in uns die Wichtigkeit und das Ausmaß der Bedeutung in der Welt immer deutlicher erkennen; die Bedeutung wird zur Denkweise der modernen Welt, etwa wie vormals die ‚Tatsache‘ die Denkeinheit der positivistischen Wissenschaft bildete.“

Innerhalb der Vielfalt sprachreflexiver Ansätze sind die Bezugspunkte im Hinblick auf das Werk von Barthes eine von Saussure ausgehende Linguistik und Semiotik sowie strukturalistische und poststrukturalistische Ansätze. Saussure entwickelt zu Beginn des 20. Jahrhunderts in seinem *Cours de Linguistique Générale*⁵ eine Zeichen- und Sprachtheorie und konzipiert darin die

3 Verwiesen sei hier auf den von Mersch (1998) herausgegeben Sammelband, der verschiedene Grundlagentexte zu Zeichentheorien und Semiotik versammelt sowie den Überblick zur Semiotik von Eco (1972). Einen Überblick zu strukturalistischen wie poststrukturalistischen Ansätzen gibt Birnstiel (2016) sowie zu letzterem auch Belsey (2002). Zu Anknüpfungspunkten von Zukunftsforschung zum sozialen Konstruktivismus siehe Fuller und Loogma (2009).

4 Vereinzelt lassen sich solche Ansätze innerhalb der abendländischen Denktradition bereits im Mittelalter oder der Renaissance finden: Barthes sieht Beispielsweise im mittelalterlichen Verständnis des triviums Sprechen als Konstruktion verstanden (SZ, 154f; SA, 36f) oder stellt Bezugspunkte zu Vico und dessen Verständnis von der Poesie als Grundlage menschlichen Denkens her (RS, 238; VR, 134).

5 Saussure ist dabei, fast poststrukturalistisch, nicht im eigentlichen Sinne Autor seines Hauptwerkes, das eine Sammlung von Vorlesungsmitschriften seiner Schüler darstellt (Birnstiel, 2016: 49f).

Semiologie⁶ als Wissenschaft von Bedeutungsprozessen, von der die Linguistik nur ein spezifischer, die menschliche Rede untersuchender Teil sei (Saussure, 1916: 197f). Barthes dreht diese Vorstellung um und setzt die Semiotik als Teil der Linguistik – was stark zur Formierung des *linguistic turn* beiträgt (SM, 9; Eco, 1972: 17).

Aus der Saussure'schen Linguistik und ihren diversen Weiterentwicklungen, u.a. durch Jakobson und den Russischen Formalismus, sowie aus der analytischen Philosophie und dem Werk von Lévi-Strauss, formiert sich der französische Strukturalismus um die Kernbegriffe Sprache, Zeichen und Struktur (vgl. KS, 37, 65; LG, 118; Birnstiel, 2016: 37f, 43, 46, 52ff, 113). Die Herangehensweise an die Untersuchung von Bedeutungsstrukturen ist dabei grundlegend reduktionistisch und formalisierend (Birnstiel, 2016: 46f, 49ff, 58ff, 113f). Strukturalistische Ansätze prägen in den frühen 60er Jahren Anthropologie, Sprachwissenschaften und v.a. Literaturwissenschaften und tragen stark zum *linguistic turn* bei (Birnstiel, 2016: 62). Seinen Höhepunkt findet das strukturalistische Denken Mitte der 60er Jahre (Birnstiel, 2016: 78): „Mit der Wendung zur allgemeinen Kulturtheorie kommt der Strukturalismus zu sich selbst – und öffnet einen Raum nicht nur für seine eigene Entfaltung, sondern auch für seine immanent kritische Fortentwicklung im Poststrukturalismus“ (Birnstiel, 2016: 71). Und so erklärt die Zeitung *Le Monde* den Strukturalismus am 30.11.1968 für tot (Birnstiel, 2016: 114).

Was in den späten 1960er Jahren folgt, sind die Verschiebungen und oft radikalen Umbesetzungen strukturalistischen Denkens zu poststrukturalistischen Ansätzen (Birnstiel, 2016: 19, 22). Zentrale Persönlichkeiten sind Derrida (dessen *Grammatologie* als Gründungsdokument poststrukturalistischen Denkens gilt), Foucault, Barthes, Lacan, Kristeva sowie in einer zweiten Ausrichtung in den 70er Jahren Deleuze, Guattari, Lyotard oder Baudrillard (Birnstiel, 2016: 19f, 300).⁷ Die wesentlichen Texte erscheinen bis Anfang der 80er Jahre (Birnstiel, 2016: 303) und auch wenn der Poststrukturalismus, so Birnstiel (2016: 419; vgl. 300, 420), die „Epochensignatur“ des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts darstellt, so sei sein Höhepunkt vorbei (wenn auch Anknüpfungs- und Weiterentwicklungsmöglichkeiten bleiben).

Strukturalismus wie Poststrukturalismus bilden keine einheitlichen theoretischen Modelle oder wissenschaftlichen Systematiken, sondern sind vielmehr eine Sammlung von Ansätzen, die gemeinsame Prämissen teilen und sich als Denkrichtung verstehen lassen (SA, 228; KS, 60, 64; RS, 11; Belsey, 2002: 13, 84; Birnstiel, 2016: 20, 23; 116, 413f). Sie gehen von der menschlichen Fähigkeit aus, die Welt bedeuten zu lassen, und nehmen an, dass Menschen selbst gerade durch diese Fähigkeit geformt werden – das menschliche Bewusstsein ist daher nicht Ursprung son-

6 In Anlehnung an Saussure wird für die Untersuchung von Bedeutungsprozessen von Semiologie gesprochen – dies ist auch der Begriff, den Barthes nutzt (z.B. ES). Peirce entwickelt eine andere Zeichentheorie, auf deren Grundlage er seine Semiotik erarbeitet (zur Gegenüberstellung der Ansätze von Saussure und Peirce siehe Eco (1972: 28ff)). Ein internationales Komitee für Semiotik beschloss 1969, beide Richtungen unter dem Begriff Semiotik abzudecken (Eco, 1972: 17). Entsprechend verwende ich auch in dieser Arbeit Semiotik ebenso für Ansätze Saussure'scher Prägung, d.h. auch in Bezug auf Barthes.

7 Eine vertiefte Auseinandersetzung gerade mit den Ansätzen dieser zweiten Generation Poststrukturalisten könnte im Hinblick auf Themen wie Beschleunigung, Virtualität und Kontingenz auch für Zukunftsforschung interessant sein (vgl. Birnstiel, 2016: 300).

dem Produkt einer historisch veränderbaren Sprache (Belsey, 2002: 13, 17). Dabei verschiebt sich, grob gesprochen, der Analysegegenstand in strukturalistischen wie poststrukturalistischen Ansätzen vom linguistischen Bezugspunkt des Satzes auf Diskurse und (Denk)Systeme. Während strukturalistische Ansätze, damit noch nah am linguistischen Ausgangspunkt, den reduktionistischen Versuch unternehmen, Systeme abschließend rekonstruieren zu wollen, rückt mit poststrukturalistischen Ansätzen das expansive (ästhetische) Spiel mit der Sprache in den Vordergrund (Birnstiel, 2016: 49).

Im Folgenden sollen sprachtheoretische Positionen dieser Ansätze genauer dargestellt und im Hinblick auf Zukunftsforschung betrachtet werden, um für die einleitend festgestellte fehlende theoretische Verortung Ansatzpunkte aufzuzeigen.

2.2 Sprachverständnis Saussure'scher Prägung

Um das Phänomen der Sprache analytisch zu fassen, unterscheidet Saussure *langage*, *langue* und *parole*⁸: Der Begriff *langage* umfasst die Realität der menschlichen Rede in all ihren physischen, physiologischen, psychischen, sozialen und individuellen Aspekten (ES, 13; Saussure, 1916: 195). Analytisch unterteilt Saussure dieses Ganze einerseits in die sozialen Aspekte der *langue* als dem Sprachsystem und andererseits *parole* als dessen individuelle Realisierung (ES, 13; Saussure, 1916: 194). Gerade weil in der sprachlichen Praxis der menschlichen Rede (*langage*) System und Aktualisierung immer zusammenfallen, ist es deren analytische Trennung, die Setzung von Sprache (*langue*) als der Norm jeglichen Sprechens, die überhaupt einen Zugang zur Analyse von Sprache und damit auch von Bedeutungsprozessen ermöglicht (Saussure, 1916: 195; ES, 15): Diese Trennung ist damit „das Wesen der linguistischen (und später der semiologischen) Forschung selbst. Sprache und Sprechen trennen heißt *gleichzeitig* den Prozeß des Sinns eröffnen“ (ES, 15). Die Unterscheidung von *langue* und *parole* ist folglich für den analytischen Zugang und das Verständnis von Sprache zentral. Dazu Barthes (N, 87):

„Ich für meinen Teil glaube, daß es in dieser Opposition etwas gibt, das nicht zu erschüttern ist: die Notwendigkeit zweier Orte, zweier Räume in dialektischem Verhältnis: 1) ein Speicher, der die sprachlichen Gesetze einer Gemeinschaft aufbewahrt (eine Art Tabernakel); 2) ein Moment der Aktualisierung, Auswahl des Subjekts, Entnahme aus dem Speicher (wobei es für uns nicht darauf ankommt, nach welchen Kriterien diese Wahlentscheidungen getroffen werden).“

Die Sprache (*langue*) ist dieser „Speicher“. Sie ist „[...] eine systematische Gesamtheit der für die Kommunikation notwendigen Konventionen, ein System, das gegenüber dem *Material* der Signale, aus denen es besteht, gleichgültig ist [...]“ (ES, 13) Dieses System lässt sich als Institution begreifen: die einzelne Person kann es weder schaffen noch ändern, sondern muss sich, um zu kommunizieren, dessen Regeln unterwerfen, die wiederum „nur kraft einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft“ bestehen (Saussure, 1916: 196). Diese Regeln, die

8 Üblicherweise werden diese Begriffe im Deutschen mittlerweile relativ einheitlich als menschliche Rede (*langage*), Sprache (*langue*) und Sprechen (*parole*) wiedergeben. Diese Arbeit folgt dieser Übersetzung, d.h. unter Sprache ist das Sprachsystem zu verstehen. Um Verwechslungen zu vermeiden, wird ggf. – so in diesem Abschnitt – auf die französischen Originalbegriffe zurückgegriffen. Anzumerken ist außerdem, dass Barthes die Begriffe insbesondere im späteren Werk nicht systematisch verwendet oder gezielt verwechselt (vgl. Ette in LT, 290).

sich sowohl auf die gesendeten wie rezipierten Botschaften beziehen, müssen erlernt werden – und bestehen durch die beständige Weitergabe fort. (Saussure, 1916: 194ff; ES, 13f; ESS, 42). Dieser sozialen Seite der *langage* steht die individuelle gegenüber: *Parole*, das Sprechen, ist „ein individueller Akt der Selektion und Aktualisierung“ (ES, 14), d.h. die individuelle Kombination und Realisierung der durch die Sprache (*langue*) vorgegebenen Regeln sowie die dafür notwendigen psychischen und physischen Mechanismen wie beispielsweise die persönliche Lautgebung. Die *parole* lässt sich so wesentlich nicht als individuelle „Schöpfung“, sondern als Akt der Kombinatorik verstehen, bei der nach tradierten Regeln konventionelle Einheiten verbunden werden. Gleichzeitig ist es jedoch die für diese Kombinatorik wesentliche Wiederholung der Elemente sowohl innerhalb eines Diskurses als auch zwischen Diskursen, die konstitutiv für die Sprache (*langue*) ist. (ES, 13ff; Saussure, 1916: 196)

Langue und *parole* bedingen sich gegenseitig: Um zu sprechen, bedarf es eines institutionalisierten Sprachsystems, und dieses Sprachsystem ist eben nur weil es gesprochen wird Institution. Diese Dialektik zwischen *langue* (dem System, dem Code) und *parole* (dem Ereignis, der Botschaft) ist die Grundlage der sprachlichen Praxis. (ES, 15; SM, 27; KS, 44) Der Fokus der Beschäftigung mit Sprache und Bedeutungsprozessen liegt jedoch auf einem Zugang über die Analyse der *langue*, der Sprache als System.

2.1.2 Sprache als System

Wesentliches (linguistisches) Charakteristikum der Sprache ist ihre zweifache Gliederung: Auf einer ersten Ebene besteht sie aus signifikanten Einheiten (Monemen), d.h. bedeutungstragenden Einheiten wie z.B. Wörter, die wiederum in einer zweiten Gliederungsebene aus distinktiven, insignifikanten Einheiten (Phonemen) bestehen. Diese zweifache Gliederung ermöglicht, dass durch die Kombinationen einer (sehr) begrenzten Anzahl für sich nicht bedeutender Einheiten, z.B. Laute oder Buchstaben, eine endlose Zahl bedeutender Einheiten entstehen kann. Diese wiederum können untereinander zu Sätzen kombiniert werden. (SA, 219; ES, 34; ESS, 140; Saussure, 1916: 194, 197, 204)

Die zweifache Gliederung erklärt den Reichtum der signifikanten Einheiten, jedoch nicht warum sie bedeuten. Sprache ist keine einfache Nomenklatur, keine Liste bei der jedem Ding eine spezifische signifikante Einheit zugeordnet würde (Saussure, 1916: 199). Vielmehr bildet sie ein System, eine Struktur: Sprache ist eine autonome Einheit, die sich durch ihre inneren Abhängigkeiten, d.h. durch Vernetzung ihrer Einheiten, der Zeichen (oder Terme), konstituiert. Die Substanz dieser Einheiten spielt dabei keine Rolle, sondern einzig ihre Beziehung bzw. Funktion innerhalb dieses Netzes: „Denn sobald das Zeichen Zeichen ist, ist es in ein komplexes System einander antwortender Bilder eingebettet, das ganz von allein funktioniert“ (ZL, 176). (SM, 315; ZL, 106, 203; ES, 59f)

Diese Struktur ist nicht kontingent, sondern sie basiert auf gesetzten Einheiten, Funktionen und Zwängen (VR, 358; SM, 335). Wie beim Schachspiel, so der seit Saussure klassische Vergleich, gibt es „[...] Elemente, die man auf den Feldern eines Schachbretts verrückt, und es gibt Regeln des Verrückens, das heißt erlaubte und verbotene Dinge“ (KS, 111). Aufschluss über die Sprache (*langue*) gibt so die Untersuchung der ‚Figuren‘ (der Zeichen) und ‚Züge‘ (ihre Kombinationsre-

geln), die erlauben, das System mit seinen Kombinationsregeln zu verstehen, ohne dabei deren jeweilige Bedeutungen im Einzelnen zu erfassen (KS, III).

Die Bedeutungsprozesse des Sprachsystems werden durch drei Relationen der Zeichen konstituiert: Zum Einen eine innere Relation, denn nach Saussure ist das Zeichen die *Verbindung* von einem Bezeichnetem, dem Signifikat, mit einem Bezeichnendem, dem Signifikanten.⁹ Zum Anderen impliziert das Zeichen zwei äußere (systemische) Beziehungen: eine virtuelle (paradigmatische) zu dem Zeichenvorrat, aus dem es ausgewählt und in den Diskurs eingefügt wird und eine aktuelle (syntagmatische) zu den ihm vorausgehenden oder folgenden Zeichen der Aussage. (Saussure, 1916: 199ff; LG, 94f; SM, 35f; SA, 191f, 213f).

2.2.2 Zeichen als konventionelle Relation von Signifikat und Signifikant

Zentral für die Konzeption des Zeichens ist seine „zweiseitige Realität“ (ES, 33). Das Zeichen ist die Äquivalenzbeziehung eines Signifikats und eines Signifikanten, die unterschiedlichen Ordnungen angehören (MA, 256):

Das Signifikat (Inhaltsebene) ist das, was sich von einer assoziativen, psychischen Vorstellung von ‚etwas‘ sagen lässt, weder dieses ‚Etwas‘ selbst noch die reine Vorstellung davon: „[...] weder Akt des Bewußtseins noch Realität, läßt sich das Signifikat nur innerhalb des Signifikationsprozesses definieren, quasi tautologisch: es ist jenes ‚Etwas‘, das derjenige, der das Zeichen gebraucht, darunter versteht“ (ES, 37). Der Signifikant (Ausdrucksebene) ist hingegen materiell, er ist ein sensorischer Eindruck, beispielsweise ein Lautbild (Saussure, 1916: 199ff; ES, 33f, 36f, 40; SA, 192).

Diese Unterteilung des Zeichens in Signifikant und Signifikat ist dabei, wie schon die Unterscheidung von *langue* und *parole*, rein analytisch – wahrgenommen wird nur deren Korrelation, also das Zeichen als Ganzes (ES, 37; MA, 256; LG, 98). Um ein Beispiel von Barthes (MA, 256) aufzugreifen: Jemand lässt einen Rosenstrauß seine Leidenschaft bedeuten. Vom analytischen Standpunkt aus ließen sich ein Signifikat (die Leidenschaft) sowie ein Signifikant (der Rosenstrauß) unterscheiden, deren Verbindung das wahrnehmbare Zeichen konstituiert („verleidenschaftlichte“ Rosen).¹⁰ Bedeutung lässt sich so als Prozess verstehen, in dem Signifikat (als Vorstellung von etwas) und Signifikant (als materielle Form) in Beziehung treten, und dessen Produkt das Zeichen ist (ES, 40f).

Das Zeichen ist dabei in der Regel nicht durch eine innere, natürliche Beziehung des Signifikanten zur bedeuteten ‚Sache‘ motiviert (Saussure, 1916: 201; ES, 43): Der Signifikant [Pferd] hat nichts ‚pferdeartiges‘ und entsprechend kann ein Pferd ebenso über die Signifikanten [horse], [cheval] usw. bezeichnet werden. Doch auch wenn der Bezug zur bezeichneten ‚Sache‘ beliebig

9 Begriffsbestimmungen des Zeichens bzw. verschiedener Zeichentypen sind zahlreich und gehen z.T. weit auseinander. Die Arbeit folgt hier dem auch für Barthes sowie im französischen (Post) Strukturalismus maßgeblichen Begriff nach Saussure. Zum Überblick zu verschiedenen Zeichenbegriffen vgl. u.a. ES (33) sowie Mersch (1998) und Eco (1972). Vgl. insbesondere die Begriffsbildung von Peirce (Peirce, 1904).

10 Gerade die analytische Unterscheidung von Zeichen und Signifikant muss betont werden, da diese immer wieder verwischt wird: Der Signifikant ist eine leere Form, das Zeichen hingegen, als Relation, ist „voll, es ist ein Sinn“ (MA, 256).

(arbiträr) ist, so ist das Zeichen selbst – als Verbindung des Signifikats als Vorstellung von der bezeichneten Sache und dem Signifikanten – keinesfalls arbiträr: Zwar mag seine Bedeutung unmotiviert sein, doch einmal hergestellt ist das Zeichen durch die sprachliche Konvention festgelegt und die sprechende Person kann es nicht beliebig verändern (ES, 43; SM, 221f; Saussure, 1916: 202f). Sprache ist ein ererbtes bzw. übernommenes System: Die Zeichen werden durch die Wiederholung (die ein Wiedererkennen ermöglicht) als Zeichen konstituiert und erhalten über die Wiederholung trotz ihrer Unmotiviertheit Beständigkeit (Saussure, 1916: 203, 206; ESS, 315). In den von Barthes zitierten Worten Benvenistes: „Es [das Zeichen] existiert, wenn es von der Gesamtheit der Mitglieder der Sprachgemeinschaft anerkannt wird“ (VR, 131).

2.2.3 Zeichen als Differenz: Paradigma

Neben der Bedeutung, die das Zeichen aus der Verbindung von Signifikant und Signifikat erhält, wird es durch seinen Wert, d.h. durch seine Position innerhalb des Sprachsystems und damit in Abgrenzung zu seinem Kontext definiert (SM, 220; ES, 14, 46; Saussure, 1916: 211ff). Ein Wert lässt sich zuweisen, sobald etwas einerseits gegen Unähnliches austauschbar und andererseits mit Ähnlichem vergleichbar ist: So wie ein Geldstück seinen Wert einerseits daraus bezieht, gegen was es eintauschbar ist (Brot, Seife) und andererseits daraus, wie der Vergleich mit anderen Geldstücken oder -scheinen ausfällt, so bezieht auch das sprachliche Zeichen seinen Wert aus der Austauschbarkeit von Signifikaten und Signifikanten sowie der Vergleichbarkeit mit anderen Zeichen (Saussure, 1916: 213; ES, 47). Seinen Sinn¹¹ erhält das Zeichen also durch die Relation von Signifikat und Signifikant einerseits und andererseits, das ist zentral, aufgrund seines Wertes, d.h. seines systemischen Kontextes (ES, 47): „Jedes Zeichen gewinnt sein Sein aus seiner Umgebung, nicht aus seinen Wurzeln“ (SM, 36; vgl. SA, 166). Das heißt aber auch, dass sich das Zeichen nicht positiv über seine Bedeutung bestimmen lässt, sondern maßgeblich durch seine Differenz zu anderen Zeichen, d.h. nur negativ durch das, was es eben nicht ist (Saussure, 1916: 214f): Das Wort ‚Stute‘ erhält seinen spezifischen Sinn gerade dadurch, dass es sich von beispielsweise ‚Pferd‘ oder ‚Hengst‘ unterscheidet. Wiederum in den von Barthes zitierten Worten Benvenistes: „Für sich genommen, ist das Zeichen reine Identität mit sich, reine Andersheit gegenüber allem anderen [...]“ (VR, 130f).

11 Barthes unterscheidet Sinn und Bedeutung insofern, als die Bedeutung der Prozess der Verbindung von Signifikant und Signifikat zum Zeichen ist, wohingegen der Sinn aus der Bedeutung sowie dem Wert des Zeichens entsteht (u.a. ES, 46f). Beide Begriffe verschwischen jedoch, da Barthes, wie üblich, auch mit diesen Begriffen spielt und andere Autorinnen diese Unterscheidung so nicht vornehmen. Eco beispielsweise versteht Bedeutung als die Gesamtheit der Denotation und Konnotationen eines Begriffs, während unter Sinn die konkrete Deutung des Senders bzw. Empfängers verstanden wird (Eco, 1972: 119). Ich habe mich daher dazu entschieden, die Begriffe grundsätzlich als austauschbar zu begreifen, gerade weil zumeist die Signifikation als Ganze im Vordergrund steht. Auf diese ohnehin rein analytische Trennung werde ich folglich (wie in diesem Abschnitt) nur dann zurückkommen, wenn eine Unterscheidung beider Relationen für das Verständnis zentral ist. Zudem ziehe ich den Begriff der Bedeutung vor, weil es, um Barthes (MA, 261) zu paraphrasieren, die Doppelfunktion von Bezeichnen und Andeuten, zu Verstehen geben und Vorschreiben hat, die für mich ein zentraler Aspekt der Sprache ist.

Als Werte stehen Zeichen also zueinander in einer Beziehung der Ähnlichkeit, sei sie lautlich oder semantisch, die sie vergleichbar macht, und erhalten ihre Identität allein aus der Differenz zu diesen ihnen sonst vergleichbaren Zeichen. Die untereinander vergleichbaren und doch in zumindest einem Element verschiedenen Zeichen lassen sich als virtuelle Gruppe begreifen, als Vorrat oder Speicher, aus dem ein Zeichen ausgewählt wird, um es in der Äußerung zu aktualisieren. Diese virtuelle Relation bzw. Opposition ist das Paradigma oder die systemische Ebene im engeren Sinn. Das Paradigma bildet die Grundlage jeglichen Sinns, denn je nachdem welcher Term aus der virtuellen Gruppe im Wort bzw. Satz aktualisiert wird, verschiebt sich der Sinn. Differenz wird so zum Grundprinzip des Sinns und der Sprache: Weil das Zeichen Differenz ist, begründet es das Paradigma und das Paradigma selbst wiederum ist nur möglich, weil die Zeichen innerhalb dieses virtuellen Speichers Ähnlichkeiten teilen und zu anderen Paradigmen in Differenz stehen. (ES, 49f, 59ff; SA, 202, 214; SM, 167f, 181, 211, 335; SFL, 172; LG, 94; RS, 84)

2.2.4 Zeichen in der Verbindung: Syntagma

Wird ein Zeichen aus der virtuellen Gruppe des Paradigmas aktualisiert, gliedert es sich in der Äußerung zwischen anderen Zeichen ein. Diese Relation des Zeichens zu den ihm vorhergehenden oder folgenden Zeichen in der linearen, irreversiblen Anordnung der Sprache ist das Syntagma. Das Syntagma ist über die zeitlichen und räumlichen Relationen der Zeichen ebenso Sinn erzeugend wie die paradigmatische Relation oder die Relation von Signifikat und Signifikant. Über die Regeln der Anordnung im Syntagma wird der Sinn zudem reguliert, denn sie bestimmen die Spielräume, innerhalb deren die Aktualisierungen der im Paradigma virtuell gegebenen Möglichkeiten *sinnvoll* sind. (ES, 49; SA, 215; KS, 23f; SM, 153, 167, 182)

Das Syntagma steht, im Gegensatz zum eher dem Sprachsystem (*langue*) verbundenen Paradigma, in enger Beziehung zum Sprechen (*parole*), d.h. zu einer Sprachpraxis (SM, 181; ES, 50). So lässt sich Sprache als Ausbreitung in zwei Richtungen verstehen: einerseits in die paradigmatische Tiefe, in der sich Bedeutungen überlagern, und andererseits in die syntagmatische Breite, in der sich gegliederte Elemente aneinanderreihen (SM, 52, 90; SA, 191f, 230f).

2.3 Erweiterung des Sprachbegriffs: Intelligible Welt

Neben der Sprache im engeren Sinn der menschlichen Rede können aber auch andere Systeme, von, um nur einige zu nennen, Gesten über Bilder, Filme, Musik, Nahrung oder Gegenstände bis hin zu Mode oder Stadt, Bedeutungen erzeugen (RZ, RS, 204; SA, 202f; ZL, 171ff; LT, 64; LG, 124f; KS, 37, 64f, 113; ES, 36; Geertz, 1987: 9; Fuller & Loogma, 2009: 71f; Belsey, 2002: 9, 22; Eco, 1972: 197ff):

„Gibt es Objekte außerhalb des Sinns, das heißt Grenzfälle? Ich denke nicht. Sobald ein nicht signifikantes Objekt von einer Gesellschaft übernommen wird – und ich sehe nicht, wie dies nicht sein könnte –, funktioniert es zumindest als Zeichen des Insignifikanten, es bedeutet sich als insignifikant“ (SA, 196).

Da letztlich alles bedeutet (oder bedeuten kann), lässt sich auch alles als Bedeutungsprozess untersuchen: Die Welt stellt sich als intelligibel dar, sie lässt sich lesen (SA, 165f, 170f; MA, 253, 258; ZL, 180). Der Sprachbegriff wird dabei von der menschlichen Rede auf alle Bedeutungs-

systeme erweitert. Diese Erweiterung ist dabei nicht als rein metaphorische Übertragung zu verstehen, sondern zielt auf die grundsätzliche Verbindung von Sprache und Sinn sowohl in der strukturalen Homologie (d.h. bezüglich der Form, nicht der Eigenschaften) der Bedeutungssysteme als auch in der sprachlichen Vermittlung jeglicher Bedeutung (VR, 176; RS, 20, 204; SA, 202f; KS, 19, 50; Saussure, 1916: 202). Die Diskussionen rund um die Erweiterbarkeit des Sprachbegriffs sowie die Überlegungen zur Analyse der verschiedenen Bedeutungssysteme an dieser Stelle nachzuvollziehen, übersteigt den Rahmen dieser Arbeit.¹² Festzuhalten ist – und darauf basiert die strukturelle Homologie zur Sprache –, dass Bedeutungssysteme durch eine Dialektik zwischen System und Aktualisierung charakterisiert werden, dass sie konventionelle Zeichen besitzen (deren Signifikant allerdings sehr unterschiedliche Materialität haben kann), dass eine paradigmatische wie syntagmatische Beziehung der Zeichen vorhanden ist und dass Bedeutungen maßgeblich durch ihre Differenz konstituiert werden (ES, 22ff, 51, 57; SA, 170, 188, 194; SM, 13ff, 153, 219f, 222f; KS, 38; LG, 94; Eco, 1972: 38f).

Zudem erscheint Sprache die Bedeutungsprozesse anderer Systeme zu durchdringen, sodass Bedeutung letztlich als immer sprachlich vermittelt erscheint (SM, 9; SA, 187; KS, 37f, 51, 74, 113; RS, 75). Die sprachlichen Zeichen im engeren Sinn sind – folgt man Barthes mit Benveniste als einziges System – in der Lage, jedes andere semiotische Zeichen aufzunehmen: So schließt sich an die von den Signifikanten mit ihrer jeweiligen Substanz geformten Syntagmen in der Regel ein sprachliches System im engeren Sinne an, dass sich auf dieses erste System bezieht (ES, 37, 57; ; ESS, 269). Gerade weil es die Sprache ist, die das menschliche Denken ausmacht, „[...] ist es unmöglich, einen Kulturgegenstand außerhalb der artikulierten, gesprochenen und geschriebenen Sprache zu denken, in welche er eingetaucht ist“ (KS, 74). Besonders komplexere semiotische Systeme sind daher in ihren Bedeutungsprozessen auf die Sprache im engeren Sinn, auf die Einbindung in einen Diskurs angewiesen (KS, 37, 52; vgl. auch Fuller & Loogma, 2009: 76). Entsprechend einer solchen Erweiterung des Sprachbegriffs umfassen Begriffe wie Sprache, Diskurs, Rede oder Text alle bedeutungstragenden Einheiten bzw. Systeme unabhängig von ihrer Substanz (MA, 253).

Die Untersuchung solcher Zeichensysteme ist der Bereich der Semiotik (ES, 67, 79).¹³ Dafür geht diese zwar von linguistischen Konzepten aus, zum einen verschieben sich die Ansätze jedoch im Hinblick auf im engeren Sinne nicht-sprachliche Bedeutungssysteme, zudem erweitern sie den Untersuchungsgegenstand vom Satz zum Diskurs und darüber hinaus rücken Konnotationen ins Blickfeld (KS, 21, 24f). Semiotik lässt sich als Theorie und als Praxis der Zeichen verstehen, die

12 Zur Übertragung der Dialektik von *langue* und *parole* siehe u.a. ES, 22ff; bezüglich der verschiedenen Materialitäten von Signifikanten und deren unterschiedlichen Implikationen siehe u.a. ES, 34f, 40f; ESS, 11ff; 29; SA, 189f; KS, 64f; speziell zur Problematik der zweifachen Gliederung siehe Eco, 1972: 231, 233, 236, zur Problematik der Motiviertheit sowie der Analogie siehe SM, 222f; ES, 43ff; KS, 19, 21, 38f; ESS, 13ff, 28, 38, 15f; Saussure, 1916: 202f; HK 14, 99; Eco, 1972: 220ff. Speziell zur Fotografie und visuellen Codes siehe: HK, 12f, 33ff, 86ff, 126; ESS, 28ff, 47ff; SM, 23; Eco, 1972: 197ff, 267ff; zur Musik bzw. Ton siehe ESS, 310f, 349ff.

13 Barthes schlägt hierfür an verschiedenen Stellen eine „zweite Linguistik“, „Diskurslinguistik“ o.ä. vor, letztlich sind die für ihn zentralen Aspekte jedoch Bestandteil der Semiotik (u.a. SA, 105, 167, 229; L 47; VR, 437; ES, 11; RS, 149).

„[...] *alle* Kulturphänomene so untersucht, *als ob* sie Zeichensysteme wären – wobei sie von der Hypothese ausgeht, daß in Wirklichkeit alle Kulturphänomene Zeichensysteme *sind*, d.h. daß Kultur im wesentlichen Kommunikation ist [...]“ (Eco, 1972: 295, vgl. 38ff). Semiotik untersucht folglich alle (kulturellen) Gegenstände, Phänomene unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung, ihres Sinnes – andere Perspektiven, z.B. physikalische oder soziologische, sind in diesem Zusammenhang nur bezogen auf ihre Funktion innerhalb des Bedeutungssystems relevant (ES, 79; L 59ff; SM, 19; SA, 165, 169, 187; MA, 254; KS, 37; KS, 113). Es geht dabei um die Form, nicht den Inhalt (MA, 254). Die Operation ist die einer Lektüre bzw. Entzifferung (MA, 258) – oder, eher strukturalistisch verstanden, die Zerlegung in Elemente und deren Klassifikation (KS, 65f). Indem der Sprachbegriff erweitert wird, weil einerseits unterschiedlichste semiotische Systeme bedeuten und andererseits alles in einen immer auch sprachlich vermittelten Bedeutungsprozess eingehen kann, lässt sich die Welt als intelligibel begreifen. Ein Großteil des Outputs von Zukunftsforschung im Sinne der erstellten Zukunftsbilder ist sprachlich, d.h. viele Zukunftsbilder werden in Textform produziert. Ein solch erweiterter Sprachbegriff bezieht seine Nützlichkeit für die Zukunftsforschung nicht nur daraus, dass beispielsweise auch visuelle Zukunftsbilder einbezogen werden können. Der eigentliche Mehrwert liegt darin, dass mit dem Begreifen von Welt als intelligibel der Fokus vom Endprodukt zum Bedeutungsprozess verschoben wird. Sprache in diesem erweiterten Sinn ist dann grundlegende Konstruktion und Konstitution von Welt: Die Setzung von Welt, sei sie bezogen auf Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, ist ein Bedeutungsprozess und eine erweiterte Semiotik ist eine Möglichkeit, diesen in das Blickfeld der Untersuchung zu nehmen.

2.4 Poststrukturalistische Verschiebungen: haltlose Differenz

Die menschliche Rede lässt sich also als dialektischer Prozess zwischen einem in der Wiederholung der Konvention institutionalisiertem Sprachsystem und dessen individueller Aktualisierung im Sprechen verstehen. Die Elemente des Sprachsystems, die Zeichen, sind konventionelle Verbindungen von Signifikaten und Signifikanten, deren Kombinationsmöglichkeiten ebenso konventionell über das System vorgegeben werden und die ihren Sinn allein aus der Differenz zu anderen Zeichen beziehen. Grundlage von Bedeutungsprozessen ist also die Differenz (LG, 103; Belsey, 2002: 20, 33, 121f; Eco, 1972: 86f).

Schon Saussure stellt deren konstitutive Rolle für die Erzeugung von Sinn fest, doch die Implikationen davon entfalten erst poststrukturalistische Ansätze einhergehend mit grundlegenden Verschiebungen des Verständnisses von Sprache:¹⁴ Da Bedeutung aus der Differenz entsteht, d.h. dem, was ein Zeichen im Verhältnis zu anderen Zeichen *nicht* ist, verweisen Zeichen letztlich immer aufeinander und es gibt kein letztes, dieses endlose Aufeinanderverweisen abschließende Signifikat. So lässt sich Sprache, da ihre Einheiten untereinander organisiert sind, zwar als Struktur begreifen, doch diese Struktur ist selbstreferentiell und selbstgenügend, in dem Sinne, dass sie keiner abschließenden, durch etwas ihr äußeres garantierten Bedeutung

14 Dieses veränderte Sprachverständnis wird insbesondere in Barthes' *Das Reich der Zeichen* deutlich (RZ), sowohl im Hinblick auf die theoretischen Annahmen als auch in der poetischen, ästhetischen Schreibweise, die ihnen folgt.

bedarf sondern sich ihre konventionell gesetzten Einheiten immer nur gegenseitig erklären. (SA, 246; KS, 113f; RS, 67; Eco, 1972: 76ff)

So verabschieden poststrukturalistische Ansätze das (als metaphysisch verstandene) ‚letzte Signifikat‘, das Sprache mit Bedeutung füllt sowie die Vorstellung der Rückführbarkeit der Sprache auf eine spezifische Grundstruktur zugunsten eines „stets provisorische[n] System[s] von Differenzen“, einer sich endlos fortsetzenden Struktur ohne Zentrum, die all ihre Elemente nur aus sich selbst heraus entstehen lässt (KS, 129; SA, 247, 269; Belsey, 2002: 115; Birnstiel, 2016: 130f). Diese Vorstellung von Sprache illustriert Barthes (KS, 110) am Beispiel des Wörterbuchs:

„Ein Wörterbuch besteht aus Signifikanten, das heißt aus fettgedruckten Schlagwörtern, und einem jeden dieser Wörter entspricht eine Definition, die den Rang eines Signifikats hat. Nun bestehen aber diese Signifikate, diese Definitionen des Wörterbuches, selbst wieder aus Wörtern, und dies bis ins Unendliche.

Ein Wörterbuch ist ein vollkommen paradoxer, schwindelerregender Gegenstand, der gleichzeitig strukturiert und unbestimmt ist, was ihn zu einem hervorragenden Beispiel macht, denn es ist eine unendliche dezentrierte Struktur, da die alphabetische Ordnung, in der es sich darbietet, kein Zentrum beinhaltet.“

Grundlegend für diese Sichtweise sind v.a. die Arbeiten von Derrida, insbesondere zur *différance* (vgl. Belsey, 2002: 121ff, Eco, 1972: 405f; Birnstiel, 2016: 126, 135ff).¹⁵ In den Vordergrund rückt mit diesem Verständnis der endlosen, selbstbezüglichen Verweise der Zeichen aufgrund der Differenz der Signifikant, der nie endgültig zu deuten ist (SA, 217f; Belsey, 2002: 35, 122, 127; Birnstiel, 2016: 123). Damit wird auch die Unterscheidung von Denotation und Konnotation obsolet: Die Denotation, als letztlich ‚richtige‘ Bedeutung wird abgelöst durch ein Ineinandergreifen von Konnotationen, d.h. verschiedensten Bedeutungsmöglichkeiten, die untereinander unentscheidbar bleiben (SZ, 11ff; vgl. Eco, 1972: 103, 108). Sprache wird so grundsätzlich als vieldeutig, Sinn immer im Plural begriffen (SFL, 154f; N, 136; RS, 65ff). Das hat epistemologische Implikationen: Denn indem es kein abschließendes Signifikat geben kann, ist eine garantierte Bedeutung, d.h. eine letzte Wahrheit bzw. feste Erkenntnis unmöglich (Birnstiel, 2016: 123f). Was bleibt, ist das Spiel mit den Signifikanten, die Vermehrung der Metaphern und dadurch die Ausweitung der Beschreibungsmöglichkeiten von Welt (vgl. Birnstiel, 2016: 128, 131; vgl. Eco, 1972: 407f). Der Begriff des Spiels bietet sich, so Barthes (KS, 115), gerade deswegen an, weil er einerseits eine spielerische Aktivität und andererseits auch das technische Spiel einer Maschine bezeichnet, d.h. „jene ganz kleine Freiheit, die in der Anordnung ihrer verschiedenen Elemente möglich ist.“ Entsprechend lassen sich poststrukturalistische Ansätze, in Abgrenzung zum reduktionistischen strukturalistischen Vorgehen, als expansiv verstehen (Birnstiel, 2016: 132, 139, 415).

15 „Die *différance* ist, was bewirkt, daß die Bewegung der Bedeutung nur möglich ist, wenn jedes sogenannte „gegenwärtige“ Element, das auf der Bühne der Präsenz erscheint, sich auf etwas anderes als sich selbst bezieht und dabei an sich selbst die Markierung des vergangenen Elements bewahrt und sich schon von der Markierung seiner Beziehung zum künftigen Element prägen läßt, wobei sich die Spur nicht weniger auf das, was man Zukunft, als auf das, was man Vergangenheit nennt, bezieht, und auf diese Weise durch diese Beziehung zu dem, was es nicht selbst ist, eben das, was man die Gegenwart nennt, konstituiert.“ (Derrida zitiert von Ette in LT, 254f). Auf Derridas Ansätze kann hier nicht eingegangen werden, eine Beschäftigung damit erscheint mir aber für Zukunftsforschung, gerade auch im Hinblick auf Derridas Konzept der Dekonstruktion, sinnvoll.

In diesem Sinne verstehen sich poststrukturalistische Kritiken, die Dekonstruktionen von Epistemen als das Wieder-in-Gang-bringen von an bestimmten Signifikaten angehaltenen Sinnproduktionen (vgl. Birnstiel, 2016: 128). Dies eröffnet sprachliche Gestaltungsmöglichkeiten, gerade weil konventionelle Setzungen damit sichtbar und als nicht fest gesetzt wahrnehmbar werden (Belsey, 2002: 128). So betonen poststrukturalistische Ansätze die produktiven Aspekte von Bedeutungsprozessen, d.h. die Arbeit mit Sinn, an ihm und durch ihn, sowie am, im und mit Text (SA, 10f; SZ, 160; UMS, 71; RS, 65ff).¹⁶

2.5 Sprachliche Weltkonstruktion

Aus der oben dargestellten analytischen Perspektive erscheint die Bedeutung als Prozess der Zusammenfügung von Signifikant, d.h. einem materiellen Vermittler, und Signifikat, also einer *Vorstellung von etwas*. Diese Zusammenfügung impliziert jedoch auch eine grundsätzliche Zerlegung, die dieses *Etwas* (und die Vorstellung davon) zuallererst erzeugt (ES, 41; Saussure, 1916: 209f): „[...] Ich werde so weit gehen, zu sagen: Die Sprache erschafft das Reale; indem man seine Sprache wählt, wählt man sein Reales [...]“ (N, 77; vgl. Saussure, 1916: 193). Über die Benennung wird Wirklichkeit¹⁷ in klassifizierbare Elemente gegliedert:

„Die Sprache im engeren Sinn läßt sich als Zusammenspiel von zwei grundlegenden Prozessen definieren: Die Gliederung, oder Segmentierung, erzeugt Einheiten (was Benveniste als Form bezeichnete), die Integration fängt diese Einheiten in ranghöheren Einheiten auf (das ist der Sinn)“ (SA, 131; zur Form vgl. Saussure, 1916: 211).

Diese Klassifikation ist jedoch grundlegend Weltkonstruktion: Das heißt nicht, dass es keine Wirklichkeit gäbe, sondern meint, dass diese Wirklichkeit für uns Menschen erst sprachlich vermittelt sinnvoll ist. In den Worten Ecos (1972: 406):

„Ein System greift ein, um einer Sache Sinn zu verleihen, die ursprünglich keinen Sinn hat, indem es bestimmte Elemente dieser Sache in den Rang eines Signifikans erhebt. Aber in Ermangelung eines Systems kann dieses nicht-codifizierte Etwas, das dem System vorausgeht, unendlich viele Zusammenstellungen erzeugen, denen erst hinterher, dadurch, daß man ein System auf sie legt, ein Sinn zugeschrieben werden kann.“

Die Wirklichkeit lässt sich so als „Quelle jeder möglichen Information“ verstehen, die vor der Bedeutungserzeugung liegt, jedoch immer erst durch diese, d.h. als sprachlich konstruierte Welt, begreifbar wird (Eco, 1972: 406; vgl. ZL, 181; UMS, 203; SM, 51, 131; LG, 133; KS, 169, 178).

16 Daneben gibt es weitere zentrale Verschiebungen poststrukturalistischer Ansätze, beispielsweise vom ‚Phonozentrismus‘ der Linguistik hin zur Schrift, zum Text (vgl. z.B. VE, 27ff, 113ff; ESS, 122; RS, 141, 178; Birnstiel, 2016: 132), wobei Barthes das daraus entstehenden „Textualitätsdogma“ wiederum in Richtung des Körpers und der Lust verschiebt (vgl. Ette (in RB LT, 471) sowie insbesondere LT), oder hinsichtlich des Subjektbegriffs (den Barthes in Richtung der Individuation verschiebt, in der das Subjekt als Vielfalt, Zerstreuung und Nuance und nicht als psychologische, ganzheitliche Fülle begriffen wird (VR, 91ff; KW, 225f; zur Verschiebung des Subjektbegriffs allgemein vgl. Birnstiel, 2016: 181, 224ff; Belsey, 2002: 57f, 77f, 96ff).

17 Ich unterscheide hier zwischen den Begriffen ‚Wirklichkeit‘ und ‚Welt‘, wobei ich Welt verwende, um eine bereits klassifizierte, d.h. sinnvoll gemachte Wirklichkeit im Sinne dessen, was uns umgibt, auf uns wirkt und in der wir wirken, zu bezeichnen. Zum Begriff der ‚Welt‘ s.a. Goodman (1978).

Sprache konstruiert Welt, indem sie benennt, klassifiziert, unterteilt (ES, 53; LG, 133f, 141; Berger & Luckmann, 1966: 25, 36, 40ff). Das System der Sprache systematisiert die Welt und gerade über das Schaffen einer Ordnung erhält diese ihren Sinn (und wenn es der Sinn einer fehlenden Ordnung, d.h. einer Unordnung ist). So schreibt Barthes über sein als Reich der Zeichen konstruiertes Japan:

„Tokyo erinnert uns indessen daran, daß das Rationale lediglich ein System unter vielen ist. Damit Wirklichkeit beherrschbar wird (in unserem Falle die der Adresse), genügt es, wenn überhaupt ein System existiert, und wäre dieses System auch scheinbar unlogisch, übermäßig kompliziert oder merkwürdig disparat [...]“ (RZ, 51).

Klassifikation heißt letztlich auch, etwas erklärbar zu machen, zu normalisieren und in eine Ordnung zu integrieren – entsprechend ist das, was innerhalb eines sprachlichen Systems nicht klassifizierbar ist, unsagbar, (sozial, argumentativ usw.) unhaltbar und letztlich (ver)störend (VR, 205; N, 50; LG, 141; ZL, 146f, 158).

In diesem Sinne ist gerade die Klassifikation, die Systematisierung von etwas – beispielsweise während der Ist-Analyse von Szenarioprozessen – ein aktiver Akt der Welterzeugung (VR, 190; LG, 81; White, 1986: 33). Was und wie (nicht) benannt wird, ist entscheidend für das jeweilige Verständnis von Welt, denn eine Ordnung ist weder neutral noch natürlich, sondern kulturell bzw. konventionell (VE, 167; LG, 141f; Geertz, 1987: 12, 14; Eco, 2002: 89).¹⁸ Sprachliche Klassifikation und *Weltbild* gehören zusammen (vgl. RS, 20, 103f, 190f; SA, 173; NL, 10; Eco, 1972: 190; Geertz, 1987: 9). Um ein Beispiel Ecos aufzugreifen: Das Farbspektrum in sieben Regenbogenfarben und bestimmte Wellenlängen zu gliedern, ist nur eine Möglichkeit – so hat das Russische für Blau zwei unterschiedene Begriffe, im Hindi gibt es einen Begriff, der in etwa Orange und Rot umfasst usw. (Eco, 1972: 89ff). Besondere Relevanz hat dies im Hinblick auf die Systematisierung der sozialen Welt – das wird u.a. im Bereich der *gender* und der *postcolonial studies* sowie mit Blick auf Rassismen mehr als deutlich. Barthes (N, 306) verweist, um ein Beispiel zu nennen, auf die verschiedenen Klassifikationen der Nomina, die je unterschiedliche Welten schaffen: Eine Unterteilung zwischen belebt/unbelebt erzeugt eine andere Welt als die in anthropisch (Männer, Frauen)/metanthropisch (Dinge, Tiere), die Klassifikation in andrisch (Männer, Götter)/met-andrisch (Frauen, Tiere, Dinge) wieder eine andere und eine Unterscheidung von maskulin/ feminin/neutrum noch eine andere.

Sprache als Weltkonstruktion bzw. Welt als durch sprachliche Konventionen geprägt zu verstehen, hat einige Implikationen, auf die im Folgenden eingegangen wird.

2.5.1 Differentielles statt referentielles Sprachverständnis

Bedeutungen wie oben ausgeführt als grundlegend differentiell zu betrachten, heißt auch, einen Wirklichkeitsbezug von Bedeutungen mittels eines Referenten, d.h. eines der Wirklichkeit

18 Häufig ist in diesem Kontext von Kultur die Rede, so spricht Eco (u.a. 1972: 89, 93f) beispielsweise von Bedeutungen als kulturellen Einheiten. Inayatullah geht stattdessen zum Begriff ‚civilizational‘ über. Ich möchte hier, weil es mir um Denkraum aller Art geht, unabhängig von ihrer Zuordenbarkeit zu Kulturen oder Zivilisationen, von konventionell sprechen. Das heißt nicht, dass die Prägung durch z.B. eine bestimmte Kultur unwesentlich sei.

zugehörigen Elements als Teil des Bedeutungsprozesses, auszuschließen. Ein solcher referentieller Bezug wird immer dann (meist implizit) angenommen, wenn Sprache als gewissermaßen transparentes, neutrales Medium verstanden wird, durch das sich eine objektive, außersprachliche Wirklichkeit beschreiben lässt, so u.a. in empirischen Epistemen (Inayatullah, 1998: 817; 2004: 13). Ein solch referentielles Verständnis von Bedeutungen impliziert zum einen, dass es eine objektiv beschreibbare Wirklichkeit (und damit verbunden auch eine an der Wirklichkeit überprüfbare Wahrheit) gäbe. Zum anderen impliziert es eine Unterscheidung der Sprachen in Hinblick auf ihre Fähigkeit zu einer solchen objektiven Beschreibung, d.h. einerseits klare (denotierende) und andererseits ‚blumige‘ (konnotierende) Sprachen. Entsprechend wird die Möglichkeit angenommen, Ausdruck und Inhalt zu trennen.¹⁹

Dem widerspricht ein differentielles Verständnis von Bedeutungen: Bedeutung entsteht aus der Differenz der Zeichen zueinander, d.h. daraus, was ein Zeichen *nicht* ist, ohne dass der Bezug zu einem von uns in der Wirklichkeit erfahrenen Referenten nötig wäre. Daher können wir auch über Einhörner sprechen und die Unterschiede von Feen und Elfen, Elektronen und Neutronen diskutieren. Worauf ein Ausdruck verweist, lässt sich also nur als kulturelle Einheit verstehen, „auf die sich der Sprecher bezieht und die er in dieser Beschreibung von der Kultur, in der er lebt, empfangen hat, ohne jemals die Erfahrung des wirklichen Referens gemacht zu haben“ bzw. gemacht haben zu müssen (Eco, 1972: 73; vgl. Belsey, 2002: 15).²⁰ Nicht der Wirklichkeitsbezug über einen Referenten macht Sprache aus, sondern ihr grundlegend soziales Wesen (Eco, 1972: 70f, 75; Fuller & Loogma, 2009: 75): Konventionelle Einheiten (Signifikate) entsprechen mittels eines konventionellen Codes Signifikanten und ermöglichen so Signifikationsprozesse und Kommunikation (Eco, 1972: 75). „Sinn ist immer ein kulturelles Faktum, ein kulturelles Produkt“ (SA, 197) und entsprechend historisch und relativ (SA, 200). Die Annahme eines Referenten ist gerade deswegen problematisch, weil sie eine Verifikation der Bedeutung anhand der Wirklichkeit voraussetzt und damit das Verständnis von Signifikationsprozessen als kulturell, konventionell und entsprechend veränderbar verhindert (Eco, 1972: 70f; vgl. SA, 91ff, 197).

Die Frage nach dem Referenten nimmt auch Steinmüller (2007: 158, 161ff) im Hinblick auf Zukunftsforschung auf: Zukunftserkundung verstanden als Zeichendeutung wirft die Frage auf, worauf „Zeichen der Zukunft“ verweisen (Steinmüller, 2007: 161f). Ecos Verständnis, wie be-

19 Diese das Verständnis u.a. von Rhetorik, Wissenschaft und Literatur prägende abendländische Denktradition, zwischen einer ‚reinen‘, direkt auf Wirklichkeit verweisenden und einer ‚ausgeschmückten‘, d.h. in Bezug auf das Faktische und die Wahrheit nachfolgenden Sprache zu unterscheiden, vollzieht Barthes insbesondere anhand der Rhetorik sehr ausführlich nach (SA, 16ff, siehe auch: NL, 37, 55f; SZ, 172ff). Sehr erhellend für das Zusammenprallen der unterschiedlichen Sichtweisen (einer gewissermaßen neutralen Sprache und Sprache als Konstruktion) sind die von Birnstiel dargestellten Auseinandersetzungen zwischen Abrams, Booth und Miller in *Critical Inquiry* einerseits (Birnstiel, 2016: 342ff) sowie die Diskussionen rund um die Habilitationsschrift von Kittler andererseits (Birnstiel, 2016: 382ff).

20 Deutlich wird das auch mit Blick auf Übersetzungen zwischen verschiedenen Nationalsprachen: Häufig lassen sich bestimmte Begriffe oder grammatikalische Konstruktion nicht exakt übertragen und will man nicht annehmen, dass eine Sprache die ‚richtigere‘ Beschreibung von etwas für sich in Anspruch nehmen könnte, muss man zulassen, dass verschiedene Sprachen verschiedene Beschreibungen der Wirklichkeit erzeugen und die gewählten Begriffe nicht an der Wirklichkeit hängen (Belsey, 2002: 18f).

schrieben einen referentiellen Wirklichkeitsbezug mit der Setzung von Signifikaten als konventionellen Einheiten auszuschließen, sieht Steinmüller (2007: 163) dabei für „eine Grundlegung der Zukunftsforschung“ als unbefriedigend: Sie ließe keine Abgrenzung zu bspw. Astrologie zu, arbeiten doch beide mit konventionellen Übereinkünften, seien es Horoskope oder Trends. Entsprechend versucht Steinmüller (2007: 163f), Zukunftsforschung über die Suche nach Zeichen, die sowohl auf gegenwärtige Realitäten als auch zukünftige Potentialitäten verweisen („portents“) und deren Uminterpretation von Anzeichen in Vorzeichen von Astrologie abzugrenzen: „[...] Für den Astrologen steht fest, dass die Sternkonstellationen Vorzeichen sind. Für den Zukunftsforscher hingegen sind die Vorzeichen nicht einfach gegeben, er muss sie in der Fülle des Datenmaterials auffinden“ (Steinmüller, 2007: 164). Der Bezug auf „portents“ löst das Problem des Referenten jedoch nicht: Das sich ein bestimmtes Zeichen sowohl im Hinblick auf gegenwärtige Realität als auch auf zukünftige Potenzialitäten verstehen lässt, liegt darin begründet, dass es eine entsprechende Konvention gibt, die dies ermöglicht, nicht darin, dass dieses Zeichen über seinen Referenten einen direkten, unvermittelten Bezug herstellt. So gibt es eine Konvention, anhand derer eine Astrologin Sternkonstellationen als Anzeichen für Zukünftiges verstehen kann und eine andere, aufgrund derer eine Zukunftsforscherin gerade dies nicht tut. Wird Zukünftiges als gegenwärtige sprachliche Konstruktion verstanden, ist es für die Zukunftsforschung auch nicht problematisch, Bedeutungsprozesse als wesentlich soziale Phänomene ohne Bezug zu einem Referenten zu verstehen: Aus dieser Perspektive geht es nicht um die Suche nach gegenwärtigen Anzeichen zukünftiger Gegenwarten, sondern um das Verständnis und die Erstellung von Zukunftsbildern verstanden als gegenwärtige sprachliche Konstruktionen. Ohne Bezug auf einen Referenten stellt sich auch nicht die Frage nach einer ex-post Verifizierung dieser Zukunftsbilder, sondern ihre Bewertungskriterien sind ihre Nützlichkeit für die Gegenwart (z.B. Orientierungswissen) sowie ihr performatives Potenzial (z.B. veränderte Erwartungshaltungen) (Fuller & Loogma, 2009: 75). Gerade dass Signifikate kulturelle Einheiten sind, ermöglicht diesen Zugang und, darüber hinaus, auch die Beschäftigung mit (sprachlicher) Zukunftsgestaltung. Einen Wirklichkeitsbezug erhält Sprache damit nicht als neutrales Instrument zu deren Beschreibung, sondern aufgrund ihrer konstitutiven Rolle als Wirklichkeitskonstruktion.

2.5.2 Aufhebung von Objektivität

Sprache als unendlichen Bedeutungsprozess und nicht im Hinblick auf einen Wirklichkeitsbezug zu verstehen heißt nicht, dass es keine Wirklichkeit gäbe oder dass Aussagen und Ausdrücke keinen Wahrheitswert oder Wirklichkeitsbezug haben können (Eco, 1972: 72; Belsey, 2002: 105, 116). Es stellt jedoch in Frage, dass es ein von Sprache unabhängiges Wissen über Wirklichkeit geben kann (Eco, 1972: 72; Belsey, 2002: 105). Sprache ermöglicht sowohl Fakt und Fiktion, Wahrheit und Lüge: Weder gibt die Sprache Garantien, noch gibt es eine Instanz, die für die Sprache bürgen könnte (KS, 270f; RS, 350; White, 1986: 131):

„Das Noema des Sprachlichen besteht vielleicht in diesem Unvermögen oder, um es positiv zu wenden: die Sprache ist ihrem Wesen nach Erfindung; will man sie zur Wiedergabe von Tatsächlichkeit befähigen, so bedarf es eines enormen Aufwands: wir bemühen die Logik oder, wenn es daran mangelt, den Schwur [...]“ (HK 96).

Sprache ist inhärent ungewiss und mehrdeutig, d.h. sie erlaubt grundsätzlich mehrere kohärente Beschreibungen von etwas sowie Deutungen dieser Beschreibungen, selbst innerhalb der gleichen Nationalsprache und sogar innerhalb eines Individuums (KW, 188ff; ES, 40). Was als klare Beschreibung einer objektiven Wirklichkeit erscheint, ist immer nur das Ergebnis der Wahl eines spezifischen Interpretations- bzw. Beschreibungsmodells (KW, 190; ES, 40). Derselbe Gegenstand lässt sich so beispielsweise aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen heraus unterschiedlich beschreiben, ein Text lässt sich buchstäblich oder anders lesen usw. Fragen nach Lüge oder Wahrheit, historischer bzw. faktischer Gegebenheit oder Fiktion können daher nur im Rahmen spezifischer, in einem bestimmten Kontext geltender Codes entschieden werden (Eco, 1972: 72; Belsey, 2002: 105):

„[...] Wenn die Quelle unserer Wahrnehmung von Differenzen die Praxis des Zeichengebrauchs ist und nicht die Dinge in der Welt, dann gibt es keine Garantie dafür, dass unsere Darstellung die Welt der Dinge korrekt anordnet. [...] Unter der Voraussetzung, dass verschiedene Sprachen die Welt verschieden anordnen und verschiedene Kulturen Anspruch auf unterschiedliche Überzeugungen erheben: Was, außer der Gewohnheit, macht dann ‚unsere‘ wahrer als ‚ihre‘?“ (Belsey, 2002: 104).

Und dies trifft nicht nur auf Unterschiede zwischen Nationalsprachen zu, sondern auch auf unterschiedliche Sprachen innerhalb einer Nationalsprache. Wie sollte sich entscheiden lassen, ob Salz oder NaCl der ‚wirklichere‘ Verweis auf ‚das weiße Gold‘ sei? Welcher Ausdruck der ‚treffende‘ ist, kann letztlich nur in Bezug auf eine bestimmte Sprache, eine bestimmte Konvention entschieden werden, aufgrund der ich beispielsweise im Supermarkt von Salz, im Chemieunterricht von NaCl und in einer Fernsehdokumentation von weißem Gold spreche und eine je sehr eigene Perspektive auf diese weißen Kristalle werfe. Und, ebenso gleich gültig, auch eine Sprache haben könnte, in der es keinerlei Begriff für Salz gäbe (und folglich kein Salz) oder eine, in der Salz eine Illusion der Chemieindustrie darstellte. „Eine Sprache repräsentiert eine Weise des Weltverständnisses, eine Art der Unterscheidung von Dingen und ihrer In-Beziehung-Setzung zueinander“ (Belsey, 2002: 19).

Aus dieser Perspektive wird Objektivität fragil: Da jede Wirklichkeitsbeschreibung immer eine Weltkonstruktion ist, die von entsprechenden Setzungen, mehr oder weniger bewussten Wahlen geprägt ist, ist eine objektive im Sinne einer außersprachlichen und für alle gleichermaßen zugänglichen Wirklichkeit nicht möglich. Gleichwohl ließe sich mit Luckmann und Berger (1966: 55; vgl. 40, 64f) anschließen, dass unsere Gesellschaftsordnungen – und, so lässt sich ergänzen, Weltordnungen – zwar „ständige menschliche Produktion[en]“ darstellen, dass diese aber objektiviert werden und wir sie entsprechend als objektiv erfahren: „Es ist ja gerade der Doppelcharakter der Gesellschaft als objektive Faktizität und subjektiv gemeinter Sinn, der sie zur „Realität sui generis“ macht“ (Berger & Luckmann, 1966: 20).

Zentral bleibt jedoch, dass Objektivität auch in diesem Sinne konventionell und damit sowohl anders denkbar als auch veränderbar ist. Auf Objektivität im Sinne einer ‚natürlichen‘ Gegebenheit zu verweisen, ist folglich „simply an attempt to privilege one’s ideological system over others [...]“ (Inayatullah, 1990: 119). Daher fragen sprachreflexive Ansätze auch weniger nach einer objektiven Gültigkeit, einem richtig/falsch, sondern vielmehr nach der Gültigkeit innerhalb einer spezifischen Welt sowie nach den (ethischen) Implikationen der verschiedenen Strategien der Weltkonstruktion (Belsey, 2002: 116f; White, 1986: 34). Eine Abgrenzung zwischen Zukunftsforschung und Astrologie, um diese Frage aufzugreifen, kann also nur vor dem Hintergrund der je geltenden Sprache geschehen – und das heißt im Hinblick auf den jeweils anerkannten Denkraum.

2.5.3 Sprachliche Konstruktion des Subjekts

Sprache konstruiert dem hier genutzten Verständnis folgend nicht nur die Welt, sondern auch die Sprechenden (RS, 19f; N, 65; ESS, 200; Berger & Luckmann, 1966: 65, 139ff): „[...] Das Subjekt ist nicht vorsprachlich; es wird nur Subjekt, insofern es spricht; eigentlich gibt es keine ‚Subjekte‘ (und damit keine Subjektivität), sondern nur Sprecher; ja – und daran erinnert Benveniste ständig – sogar nur *Zwiesprecher*“ (RS, 191f). Die für die Sprache konstitutive Dialektik zwischen *langue* und *parole* prägt dabei ebenso das Subjekt als Dialektik einer Kompetenz (die Beherrschung der Codes) und einer Performanz (ihre Verwendung im Sprechakt) (vgl. KS, 344; N, 87f; Eco, 1972: 68). Die Sprache zu beherrschen heißt dabei jedoch immer auch, von ihr beherrscht zu werden: So enthält schon der Subjektbegriff, um Belsey (2002: 57, 77f; vgl. L 19ff) zu paraphrasieren, diese Ambivalenz zwischen Handlungsmacht und Zwang, also zwischen *to be a subject* (ein handelndes Subjekt sein) und *to be subjected* (unterworfen sein). Sprache ist dem Sprechenden immer vorgängig: „[...] ich kann immer nur sprechen, indem ich aufsammle, was in der Sprache *umherliegt*“ (L, 19ff; vgl. SZ, 14, 167). Entsprechend lassen sich Vorstellungen als Produkte der erlernten und reproduzierten Bedeutungen verstehen, gerade weil mit einer bestimmten Sprache auch eine entsprechende Weltkonstruktion einhergeht (Belsey, 2002: 15). Daher ist es, so Barthes (LG, 109), gerade das Paradox der Sprache „Institutionalisierung der Subjektivität“ zu sein. Im Bezug auf die Sprache der Mode schreibt Barthes (KS, 344), was so für jede Sprache gilt:

„Durch diese Sprache, die man in persönlicher Weise verwenden kann, wird man gezwungen, persönliche Dinge in einem künstlichen Kode zu sagen. Was man zu sein glaubt, als was man erscheinen will – man muß es in der Sprache der Mode aller ausdrücken. Und dies ist meines Erachtens die eigentliche Definition der Situation des Menschen. Der Mensch ist dazu verdammt, sich selbst mit Hilfe des sprachlichen Systems der anderen auszudrücken.“

Durch die sprachlichen Regeln wird Kommunikation erst möglich, gleichzeitig aber zwingen sie bestimmte Seinsweisen, beispielsweise die Zuordnung eines Geschlechtes, einer sozialen Distanz (Duzen/Siezen), oder die notwendige Verbindung eines Subjekts mit seiner Handlung, auf (N, 87f; L 17; Belsey, 2002: 9). Gerade solche obligatorischen Rubriken der Sprache versteht Barthes, ebenso wie die Ausschließungen, d.h. das wofür Sprache keine Begriffe hat, als „Zwangsgesetze, die zum Sagen zwingen“ (N, 88, vgl. L 17, 19; RS, 9, 121; N, 88, 255, 311; SFL,

62, 144).²¹ Jede Sprache stellt in diesem Sinn ein repressives System dar, da ein Subjekt, will es kommunizieren, den Regeln der genutzten Sprache gehorchen muss (SM, 221; vgl. Saussure, 1916: 203f). Erst durch die Sprache werden wir zu handelnden Subjekten, und handeln können wir nur im Bezug zu den sprachlich vorgegebenen, uns immer vorgängigen Bedeutungen (LT, 53; NL, 15; KS, 314, 384; Belsey, 2002: 77f). Gleichwohl ist dieser sprachliche und von der Sprache begrenzte Raum, gerade weil er konventionell ist, immer auch einer der Wahl und damit auch einer der Ethik (LG, 122).

2.6 Sprache als Denkraumen für Zukunftsbilder

Folgt man den beschriebenen sprachreflexiven Ansätzen, ist also nicht nur Zukunft, sondern alles nur sprachlich fassbar. Das spricht nicht ab, dass es eine Wirklichkeit gibt, sondern meint, dass diese immer nur sprachlich vermittelt für den Menschen sinnvoll ist. Bezogen auf Zukunftsforschung heißt das, dass auch jegliches in die Erarbeitung von Zukunftsbildern eingehendes Wissen sprachlich konstruiert ist. Alle Annahmen, Daten, etc. von Gegenwart und Vergangenheit sind sprachliche Konstruktionen. Das hat, wie in den unterschiedlichen semiotischen wie (post)strukturalistischen Ansätzen deutlich wird, weitreichende Implikationen: Was wir wahrnehmen wird maßgeblich davon bestimmt, wie wir es bezeichnen (können). Sprache, als System, dessen Regeln jedem Sprechen vorgängig und für dieses obligatorisch sind, setzt einen Denkraumen, dem sich jedes Sprechen unterwerfen muss. Entsprechend reproduzieren auch Zukunftsbilder diese vorgegebenen sprachlichen Setzungen (und damit spezifische Weltbilder). Wie die Wahl bestimmter Begriffe auf spezifische Konstruktionen von Welt verweist, verdeutlicht Barthes (RS, 124) am Beispiel dreier Schilder an den Toren benachbarter Villen: Auf einem Schild steht „*Bissiger Hund*“, auf einem anderen „*Gefährlicher Hund*“ und auf dem dritten „*Wachhund*“. „[...] diese drei Ausdrücke bilden ein und dieselbe Mitteilung: *Treten Sie nicht ein* (sonst werden Sie gebissen).“ Obwohl die Mitteilung die gleiche ist, erschöpft sich die Bedeutung darin nicht, da diese gerade über die Differenz zwischen den Ausdrücken entsteht: „*Bissiger Hund*“ ist aggressiv; „*Gefährlicher Hund*“ ist philanthropisch; „*Wachhund*“ ist anscheinend objektiv.“ Entsprechend verweisen diese drei Schilder auf drei unterschiedliche Konstruktionen von Besitz: „[...] einmal roh (der Hund, das heißt, der Besitzer ist böse), ein andermal beschützend (der Hund ist gefährlich, die Villa ist bewaffnet), und ein drittes Mal schließlich legitim (der Hund bewacht den Besitz, das ist ein legales Recht).“

Das Beispiel mag trivial erscheinen. Doch auch Zukunftsbilder sind – und das zumeist implizit – über ihre Sprache mit einem spezifischen Weltbild verbunden und schreiben gerade darin das jeweilige Gegenwartsverständnis fort (Inayatullah, 1990: 134; Steinmüller, 2007: 165). Wird Sprache nicht hinterfragt, d.h. werden die Bedeutungen reproduziert, bedeutet das auch, „das

21 Eine weitere solche obligatorische Rubrik ist die Stellung des grammatikalischen Subjekts: „[...] daß es das eigentliche Kennzeichen des indoeuropäischen Verbs ist, daß es nur auf das Subjekt und nicht auf das Objekt verweist (≠ amerindische oder kaukasische Sprachen, in denen Indizes das Objekt des Prozesses anzeigen); im Indoeuropäischen wird alles auf das Subjekt bezogen und angeordnet → Wenn wir ‚subjektiv‘ sind, wenn unsere Philosophien vom Subjekt ausgehen oder über es streiten, wenn wir so häufig auf es zurückkommen, so geschieht das vielleicht nur, weil es ins Fundament der Sprache (unserer Sprache) eingeschrieben ist“ (VR, 233).

Wissen, das unsere Kultur als selbstverständlich betrachtet, sowie die Werte, die uns vorausgehen, also die Normen der vorherigen Generation, erneut zu bestätigen" (Belsey, 2002: 10). Will Zukunftsforschung den Versuch unternehmen, Zukünfte offen zu denken, ist eine Reflexion der für ihre Setzungen und Zukunftsbilder genutzten Sprache notwendig (Milojević & Inayatullah, 2015: 154; Steinmüller, 2007: 165). Oder, mit Barthes gesprochen (VE, 85, 87; vgl. ES, 48):

„Stets muss man der Sprache folgende Frage stellen: Wie zerlegt die Sprache (diese oder jene Sprache) die Realität? Was ist das, was sie aus dieser Realität ausschneidet? Es ist das, was man das mapping nennt, die geographische Karte, mit der die Sprache die Erdoberfläche des Realen zu prägen beansprucht.“

Sprachreflexive Ansätze bieten für das Hinterfragen der Zukunftsbildern zugrunde liegenden Sprache verschiedene Möglichkeiten, auf die im folgenden Abschnitt eingegangen wird. Die Analyse von Bedeutungsprozessen sieht Barthes (SA, 8, 11f; L 49) als notwendige Grundlage der Kritik von gesetzten Annahmen. Zudem betont er, und gerade das ist für Zukunftsforschung interessant, die Verbindung von Kritik und Transformation, denn, so Barthes (MA, 254; vgl. SA, 12; Ette, 2011: 66), wenn Wissenschaft das Leben verändern will, muss sie von ihm sprechen.

3. Kontingente Gegenwarten und Paradoxe Zukünfte

Um sprachliche Denkrahmen zu hinterfragen, verlagern (post)strukturalistische wie semiotische Ansätze ihren Bezugspunkt vom linguistischen Satz zum Diskurs, wobei das im vorherigen Abschnitt beschriebene Sprachverständnis übertragen wird. Ein Diskurs ist, Barthes (ZL, 228f; RS, 149) folgend, ein umfangreiches Stück Sprache, das einerseits einen inneren Zusammenhang besitzt und sich andererseits nach außen, zu anderen Sprachstücken, abgrenzt.²² Zum Diskurs gehören die systemischen Elemente der Codes ebenso wie die Performanz des Sprechens (ZL, 231f). Damit unterläuft der Diskursbegriff die Dichotomie von *langue* und *parole* bzw. im Diskurs verbinden sich beide, ohne dabei mit *langage* in eins zu fallen (KS, 309; L 45ff). Gerade das macht den Begriff so fruchtbar, da in ihm die ganze Dialektik der Sprache (*langage*), und damit sowohl Beharrlichkeit als auch Transformation, mitschwingen. Auch der Diskurs lässt sich wesentlich als Denkrahmen verstehen (ZL, 230): Er ist „das, was ich innerhalb gewisser sozialer, ideologischer, neurotischer Grenzen, spreche (was zu sagen ich die „Freiheit“ habe)“ (N, 88). Wie die Sprache ist auch der Diskurs ein „Netz von Regeln, Zwängen, Unterdrückungen, Verdrängungen, massiven und unbestimmten auf der Ebene der Rhetorik, subtilen und ausgeprägten auf der der Grammatik [...]“ (L 45; vgl. N, 88, 188ff; ZL, 224, VR, 39).

Barthes versteht einen Diskurs als Machtstruktur, die nicht nur einen Denkrahmen setzt – und dabei andere ausschließt – sondern zudem die Sprechenden dazu zwingt, sich zu positionieren (sowohl im Sinne des inhaltlichen Standpunktes als auch im Hinblick auf die Sprechposition) und die Anderen (argumentativ) zu unterwerfen (ZL, 231ff, 266; RS, 361; N, 51f, L 17ff).

22 Sprache wird hier durchaus im erweiterten Sinn verstanden (N, 341; ZL, 237), obschon auch hier in Barthes Betrachtungen die menschliche Rede bzw. der Text im Fokus steht. Für eine ausführlichere Beschäftigung mit dem Diskursbegriff, gerade auch anhand dessen Etymologie, siehe Barthes (ZL, 228ff).

„Denn sobald es Sprache (Äußerung) gibt, gibt es auch die Inszenierung – oder Konfrontation – eines Systems von Plätzen (Platz, von dem aus man spricht, den man durchsetzen will; Platz, den man dem anderen zuweist, usw.), das heißt ein System von Äußerungskalkülen [...]“ (ZL, 98f).

In Barthes' (u.a. L 13) sowie in vielen anderen (post)strukturalistischen Ansätzen nimmt daher die Auseinandersetzung mit sprachlichen Machtstrukturen einen zentralen Raum ein und ist der Ausgangspunkt für kritische Ansätze.

Auch Zukunftsbilder lassen sich als Diskurse verstehen und in diesem Sinne lässt sich nicht nur hinterfragen, was für ein Denkraum gesetzt, sondern auch wer und was dadurch ein- bzw. ausgeschlossen wird (vgl. Inayatullah, 1990: 134, 136; 1998: 816f; 2004: 12; Milojević & Inayatullah, 2015: 155; Slaughter, 2002: 503f; Grunwald, 2009: 30). Für mich geht es dabei weniger darum, eine Barthes'sche Ideologiekritik zu übertragen, als die damit verbundene Reflexion der Sprechposition. Denn der genutzte Denkraum, der die Setzungen von dem, was beispielsweise wünschbar oder plausibel ist, erlaubt, ist nur eine sprachliche Position unter vielen.

Zunächst wird daher die Frage nach sprachlicher Macht und dominanten Sprachen genauer untersucht. Im Anschluss daran geht es darum, aus Barthes' verschiedenen Text- und Mythenanalysen Anregungen für ein sprachreflexives Vorgehen in der Zukunftsforschung zu erarbeiten.

3.1 Sprache und Macht

Wir sprechen und rezipieren selbst innerhalb der gleichen Nationalsprache die unterschiedlichsten Sprachen, seien es lautliche, visuelle oder von anderer Substanz, von Umgangssprachen oder Dialekten über Fachsprachen, technische Termini hin zu den Sprachen der Massenmedien – und das nicht nur in verschiedenen sozialen Kontexten, sondern auch innerhalb von uns selbst (RS, 104f; ZL, 58). Weil wir als Subjekte nie außerhalb der Sprache sind, uns Sprache konstituiert, ist es gerade diese Vielfalt der Sprachen, die eine Pluralität der Lebensweisen, der, in Barthes' (ZL, 58) Worten, Begierden, ermöglicht. Das Problematische ist, so Barthes (LT, 39; RS, 104f, 107), dass es eine Spaltung der Sprachen gibt, dass diese – und so auch die sie Sprechenden – nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen. Ihre strukturelle Grundlage hat die Vielfalt der Sprachen in der Synonymie, also darin, dass Sprache immer unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten erlaubt (RS, 124). Dass daraus jedoch eine Spaltung der Sprachen wird, ist keine strukturelle Notwendigkeit, sondern eine gesellschaftliche Konvention, die Unterschiede als Konflikte interpretiert (RS, 104, 124f; RS, 360f; N, 213ff).²³ Weil soziale Wirklichkeit und Sprache untrennbar miteinander verbunden sind, sind soziale Machtpositionen immer auch Sprachpositionen: Über Sprache werden Grenzen gezogen, die Zugehörigkeiten zu und Exklusionen von sozialen Gruppen bestimmen (RS, 104, 117f, 120, 125). Zudem erhält sich Macht durch Sprache: „Die Rede ist Gesetzgebung, die Sprache ist deren Code. Wir sehen die in der

23 Zu dieser Konvention schreibt Barthes: „Im makroideologischen Maßstab betrachtet, ist das Abendland auf Arroganz geradezu spezialisiert: hohe Wertschätzung des Willens; Überhöhung aller Anstrengungen, die auf Zerstörung, Veränderung, Konservierung usw. zielen; überall dogmatisch eingreifen.“ (N, 256) und weiter: „Diese Neigung des gesamten Abendlands zum ‚Willen‘ (zur Arroganz, als Wille zur Sprache) wird besonders daran sichtbar: Unsere ganze Geschichte, unsere ganze historische Erzählung = stets eine Geschichte von Krieg und Politik; wir verstehen die Geschichte nur als Diachronie von Kämpfen, Herrschaften, Anmaßungen [...]“ (N, 256).

Sprache liegende Macht deshalb nicht, weil wir vergessen, daß jede Sprache eine Klassifikation darstellt und daß jede Klassifikation oppressiv ist [...]“ (L 17).

Barthes' Machtbegriff ist einerseits sehr stark: Er sieht die verschiedenen Sprachen untereinander im Krieg, im Kampf um Macht und Hegemonie (LT, 39; RS, 86f; 121; N, 87f; SZ, 154f). Andererseits umfasst er dabei auch all jene, durchaus sehr sensiblen, Weisen, in denen eine Sprache eine andere nicht zulässt, einschüchtert, unterwerfen will, beherrscht, sich aufdrängt usw., also „das Begehren des anderen nicht denkt und für es unempfänglich ist“ (N, 253; vgl. L 15).

3.2 Naturalisierte Diskurse: *Doxa*

Die *Doxa*,²⁴ benannt nach dem aristotelischen Begriff für die gängige Meinung, ist nach Barthes (N, 158, vgl. RS, 118; LT, 39; UMS, 52; HK 50f) ein

„[...] ‚Diskurs‘ (partikulares Sprachsystem), der von seinen Benutzern als universeller, natürlicher, selbstverständlicher Diskurs aufgefaßt wird, dessen Typik unsichtbar bleibt, dessen ‚Äußeres‘ an den Rand gedrängt, marginalisiert, zur Abweichung erklärt wird: Gesetzesdiskurs, der nicht als Gesetz wahrgenommen wird.“

Die *Doxa* ist eine Sprache, die – auch unbewusst – von vielen Sprechenden reproduziert wird (N, 154, 161). Entsprechend des pluralen Machtverständnisses lässt sich *Doxa* dabei nicht nur als die (ideologische) herrschende Meinung verstehen – obschon Barthes zumeist auf diese abzielt – sondern allgemeiner als das, was innerhalb eines bestimmten Kontextes als herrschende Meinung gilt, sobald diese Meinung als universal und natürlich auftritt.

Komplementieren lässt sich Barthes' Verständnis der *Doxa* mit den Ausführungen von Luckmann und Berger (1966: 21ff) zur Alltagswelt sowie mit Geertz' (1987: 261ff) Beschreibung des *Common Sense*. Alle drei Ansätze beschreiben das Vorhandensein einer dominanten, als natürlich wahrgenommenen und als allgemeingültig gesetzten sprachlichen Weltkonstruktion, die ihre eigene Konstruiertheit – und damit Veränderlichkeit – vergessen macht.

Über die *Doxa* wird soziale Macht gesichert, insbesondere weil sie deren ‚Wahrheit‘ Konsistenz verleiht (N, 26, 158): „[...] Keine Macht ist stark genug, wenn ihr nicht eine starke Sprache, ein Sprachsystem zu Gebote steht, das sie gewissermaßen als Relais benutzen kann“ (N, 160; vgl. 159ff; NL, 26). Die Stärke des sprachlichen Systems der *Doxa* macht die Stärke des Denkrahmens und dessen Macht, seine Weltkonstruktion als natürliche Gegebenheit zu setzen, aus. „So ist also das fundamentale wirklichkeitswahrende Faktum der dauernde Gerbauch derselben Sprache, um die sich entfaltende Erfahrung des Lebens zu objektivieren“ (Berger & Luckmann, 1966: 164).

Gleichzeitig reguliert sie die soziale Macht aber auch, denn diese „kann nicht ohne Gefahr (für sich selbst) Grenzen und Normen“ der *Doxa* überschreiten (N, 159). Zentral für die Stärke der *Doxa* ist die Konsistenz ihres Systems (N, 155; LT, 39). Diese wird anfänglich durch äußere

24 Die *Doxa* ist bei Barthes z.T. austauschbar mit dem Ideologie-Begriff. Ich habe mich entschieden, im Weiteren den Begriff der *Doxa* zu gebrauchen: Einerseits, weil mir die vielfältigen Konnotationen des Ideologie-Begriffs in diesem Kontext zu stark und starr erscheinen, und andererseits, weil *Doxa* als gängige Meinung für mich im Hinblick auf Zukunftsforschung, auf die gängige, plausible Setzung des Möglichen usw. gut übertragbar erscheint.

Ursachen, insbesondere durch die Setzungen der ‚Erfinderinnen‘ dieser Sprache, zusammengehalten (Barthes nennt als Beispiele Marx und Freud) (N, 155). In einem zweiten Schritt verfestigt sich das sprachliche System, sodass es – insbesondere in dem es sich als natürlich setzt – seine Konsistenz über „eine ‚internalisierte‘ Ursache“ bewahrt (N, 155). Es ist insbesondere die Naturalisierung, d.h. die Darstellung als Natur anstatt eines Systems aus Konventionen, die die *Doxa* kennzeichnet (LT, 39; UMS, 52; RS, 121): „Das Natürliche ist keinesfalls ein Attribut der physikalischen Natur; das ist das Alibi, mit dem sich eine gesellschaftliche Mehrheit ausstattet: das Natürliche ist eine Legalität“ (UMS, 153f). Entsprechend wird jede andere Sprache, sobald sie nicht die herrschende ist, *paradox* – und damit unnatürlich, falsch (KW, 198).

Ein weiterer wichtiger Aspekt für die Stärke der *Doxa* ist ihr hoher Systematisierungsgrad, dass also dieser Diskurs „eine große Zahl von Elementen umfaßt, bis es so aussieht, als würde er alles Bemerkenswerte der Welt überdecken“ (SZ, 154). Indem sie sich zudem als universell setzt, ist die *Doxa* eine Sprache der Fülle, in dem Sinne, dass sie anderen Sprachen, anderen Deutungsmöglichkeiten keinen Raum lässt (RS, 119f; HK 102; N, 157). Über diese Unterdrückung anderer Sprachen einerseits und die Naturalisierung, d.h. „das Verwischen des Systems, die Umkehrung des Gedachten in ein ‚Erlebtes‘ (und Ungedachtes)“ andererseits wirkt die *Doxa* als repressives System (RS, 121).

Ihre Macht sichert sich die *Doxa*, wie auch andere starke diskursive System, u.a. über „Systemfiguren“, d.h. „[...] argumentative Wendungen, die es erlauben, einem Einwand oder Vorbehalt dadurch zu begegnen, daß er in das System eingebaut wird, daß er in den Begriffen des Systems codiert wird [...]“ – also beispielsweise die Ablehnung der Psychoanalyse als Widerstand, der eine Psychoanalyse braucht, zu erklären (N, 156; vgl. RS, 126f, 384f). Solche Systemfiguren tragen, ebenso wie die Reproduzierbarkeit, zur Beständigkeit des Systems bei – in diesem Sinne ist die Dauer eines solchen Sprachsystems kein Zeichen seiner ‚Wahrheit‘, sondern seiner Funktionstüchtigkeit (N, 162). Zudem hat die *Doxa* einen Spielraum, innerhalb dessen „individuelle Fehlleistungen“ struktural insignifikant sind, sodass die Äußerungen einzelner nicht direkt das System untergraben (RS, 121f, 126).

Jeder Diskurs, „der sich zur *Doxa* konform verhält und Codes unterworfen ist, die wieder die strukturierenden Fluchtlinien ihrer Ideologie sind“ (RS, 118), partizipiert an der *Doxa*, auch, wenn er gegen diese aufbegehrt. Diskurse, die außerhalb der *Doxa* stehen und von dieser abgelehnt werden, bezeichnet Barthes als akراتische (und damit immer auch paradoxe) Diskurse. Diese Diskurse verstehen sich, im Gegensatz zur *Doxa* als systematisch, d.h. als auf einem speziellen und erklärten Denksystem aufbauend. Im akراتischen Bereich gibt es diverse verschiedene Diskurse, Sprechweisen und Systeme, die durchaus eigene Antagonismen, Spaltungen und Machtkämpfe hervorbringen (RS, 126). Dabei kann auch jede akراتische Sprache, wenn sie sich naturalisiert, Stereotyp wird, zu einer *Doxa* werden. (RS, 118ff; UMS, 60, 81f, 122) In jeder Sprache liegt dabei immer Gewalt, wobei diese umso stärker ist, je mehr sich die Sprache als natürlich gibt und sich entsprechend der Selbstbefragung, der Selbstreflexion verweigert (UMS, 98; RS, 120). Entsprechend betont Barthes (UMS, 98),

„[...] dass die wahre Gewalt die des Das-versteht-sich-von-selbst ist: was evident ist, ist gewalttätig, auch wenn diese Evidenz sanft, liberal, demokratisch vorgestellt wird; das was paradox ist, was sich nicht von selbst versteht, ist es weniger, auch wenn es willkürlich aufgezwungen wird [...]“.

Macht im Plural und als relative Position zu begreifen, d.h. Machtbeziehungen innerhalb jedes Diskurses (als Sprechpositionen) und auch zwischen allen Sprachen, ob *Doxa* oder nicht, anzunehmen, erlaubt es, Sprachkritik nicht nur als marxistisch inspirierte Ideologiekritik im Sinne der *Mythen des Alltags* (MA) zu verstehen, sondern als grundsätzliche Auseinandersetzung mit dominanten Diskursen und Sprechpositionen. In dieser Hinsicht können Barthes' Überlegungen für Zukunftsforschung interessant sein. Insbesondere, weil Zukünfte, die innerhalb der dominanten Sprache, der *Doxa*, formuliert werden, die gegenwärtigen Verhältnisse fortschreiben. In Barthes' Termini ginge es also darum, paradoxe Sprachen einzubinden, um die Sprache für Veränderungen zu öffnen.

3.2.1 Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und Plausibilität

Van der Helm (2006: 18) setzt sich mit einer Differenzierung der Begriffe Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit und Plausibilität auseinander. Seine begriffliche Auseinandersetzung ist, gerade aus einer sprachreflexiven Perspektive, wünschenswert und ein zentraler praktischer Aspekt für Zukunftsforschung, u.a. weil die Beschäftigung mit Bedeutungsunterschieden Handhabungsmöglichkeiten explizit macht. Van der Helm diskutiert diese Begriffe jedoch aus einem referentiellen Sprachverständnis heraus – was für seine Zielrichtung stimmig ist, im Kontext dieser Arbeit aber eine Verschiebung seiner Begriffsbestimmung notwendig macht.²⁵ Wahrscheinlichkeit, so van der Helm (2006: 24) bezieht sich auf „knowledge about chance and likeliness“, während das Mögliche auf „knowledge about the (potential) reality“ verweist. Plausibilität hingegen „refers to concepts of judgment and conviction, to argument and the process of being convinced“. ‚Wahrscheinlich‘ und ‚möglich‘ lassen sich so als Bewertungskriterien für Aussagen verstehen, wohingegen sich ‚plausibel‘ auf die Einschätzung von Begründungen und Argumenten bezieht. (van der Helm, 2006: 24)

So unterscheidet van der Helm (2006: 24) dann auch Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit einerseits und Plausibilität andererseits:

25 So beschreibt van der Helm (2006: 18) seine Zielrichtung mit: „So, clarification is not about claiming that red is red and blue is blue (this would be a matter of convention only), but to explain how a distinction between red and blue could be made and why this is useful when applying these qualifiers. Furthermore, the sciences and practices that rely heavily on a living vocabulary, among them foresight/futures studies, are not likely to be captured by convention: their advancement relies on continuous (re)negotiation of distinction.“ Einem differenziellen Sprachverständnis folgend ist dieser Einschätzung der Konvention zu widersprechen: Jeder Begriff ist ein Begriff nur aufgrund seiner Konvention – auch in der Zukunftsforschung. Und letztlich ist jede Entwicklung, ob in der Zukunftsforschung oder anderswo, immer auch mit einer kontinuierlichen Verschiebung der Begriffe bzw. Differenzen verbunden.

„In comparison with both probability and possibility, which offer some leads to an objective reality, plausibility is a purely subject-related notion: plausibility cannot exist other than through the fact that it is carried by human reasoning. In other words, something can only be plausible when someone claims it to be.“

Aus der in dieser Arbeit eingenommenen differentiellen sprachlichen Perspektive (in der die Unterscheidung von Objektivität und Subjektivität hinfällig wird) lassen sich jedoch Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit zwar über einen konnotierten, nicht aber einen referentiellen Unterschied in der Wirklichkeitsbeziehung von Plausibilität abgrenzen. Vielmehr lässt sich von der Helms Beschreibung von Plausibilität auf jede Aussage über Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ausweiten: Etwas ist möglich oder wahrscheinlich, weil jemand es für möglich oder wahrscheinlich hält – und, diese Ergänzung ist wichtig, dafür halten kann, weil es eine spezifische *Doxa* gibt, innerhalb deren diese Einschätzungen gleichzeitig sagbar und gültig sind, denn sie sind gerade nicht ‚vollständig subjektiv‘. Möglich oder wahrscheinlich ist etwas, weil es innerhalb einer *Doxa* plausibel ist, d.h. sich anhand der von ihr gesetzten Weltkonstruktion mit all ihren Annahmen, Bewertungen, Begründungen usw. stützen lässt.

Den Begriff der Plausibilität stark zu machen, bietet sich im Hinblick auf die Beschäftigung mit Zukunftsbildern aus sprachreflexiver Perspektive an: Plausibilität verweist auf die sprachliche Konstruktion von Argumenten und Begründungen, die explizit auf Grund ihrer Überzeugungskraft, nicht anhand eines unterstellten Wahrheitswertes, annehmbar sind (van der Helm, 2006: 24f). Die mit Plausibilität verbundene argumentative Kraft wird in dieser Arbeit als grundlegend durch das Verhältnis zum sprachlichen Denkraum der *Doxa* bestimmt verstanden: Es ist die Macht der *Doxa*, die etwas plausibel macht und etwas anderes nicht (und entsprechend erlaubt, ein plausibles Argument vorzubringen). Entsprechend erscheinen akkratische, paradoxe Aussagen aus Perspektive der *Doxa* unplausibel.

Ein solches Verständnis von Plausibilität schließt an die etymologische Bedeutung des Begriffs an (die damit, um van der Helm (2006: 24) zu widersprechen, nicht ‚obsolet‘ ist): „Its origins are to be found in the Latin expression *plausibilis*, literally meaning ‘which deserves being applauded’ [...]“ (van der Helm, 2006: 24). Plausibilität ist das, was Zustimmung erhält und einleuchtend ist. Sie knüpft damit an die aristotelische Rhetorik an. Barthes (SA, 26) beschreibt diese als „eine absichtlich vergrößerte, dem Niveau des Publikums angepaßte Logik, das heißt eine Logik des gesunden Menschenverstandes, der gängigen Meinung.“ Die konstruierten Argumente bauen auf dem Wissen auf, „das durch Überlieferung, Philosophie, Erfahrung, allgemeine Meinung usw. im Bewußtsein der Menschen abgelagert ist“ und „keiner dieser Autoritäten zuwiderläuft“ (KW, 186; vgl. SA, 26, 77). Ausschlaggebend für die Überzeugungskraft der Argumente, d.h. für die Zustimmung des Publikums, ist folglich die Übereinstimmung der Argumente mit der *Doxa* – das ist es, was sie einleuchtend und damit zustimmungsfähig macht.²⁶ Das trifft auch im Hinblick auf eine wissenschaftlich begründete Plausibilität zu: Die *Doxa* des Publikums mag dann zwar

26 Barthes spricht hier vom aristotelischen Wahrscheinlichen, wobei das Wahrscheinliche das ist, was das Publikum für möglich hält (SA, 26; vgl. 77; KW, 186). Wahrscheinlich und möglich fallen in diesem Sinne in der Überzeugungskraft anhand der Konformität zur *Doxa* zusammen, also in dem, was ich Plausibilität nenne.

eine sehr spezifische sein, gleichwohl erscheint auch dann nur plausibel, was konform zur *Doxa* ist – und kann ggf. als ‚unwissenschaftlich‘ durchaus auch ausgeschlossen werden.

Mit der Naturalisierung der *Doxa* geht einher, dass Plausibilität einen gewissermaßen ‚gesetzten‘ Status erhält – eine Aussage ist plausibel oder nicht – statt als aktiv hergestellt verstanden zu werden. Aussagen plausibel zu machen, bedeutet immer auch eine Auseinandersetzung mit dem dafür genutzten Denkrahen.

3.2.2 Kontingente Gegenwarten

Die *Doxa* ist ein Denkrahen, der bestimmte Beschreibungen und Erklärungen von Welt zulässt und andere (als unplausibel) ausschließt – und die jeweils gültigen Setzungen zudem als natürliche ausweist. Um ein Beispiel von Geertz (1987: 267f) aufzugreifen: Je nach Denkrahen ist Hexerei eine gültige Erklärung für einen verstauchten Fuß (so ein Zande-Junge) oder eben nicht (so beim die Zande untersuchenden Ethnologen Evans-Pritchard). Oder, mit einem Beispiel von Barthes (NL, 26), je nach *Doxa* ist dieselbe Person Streikbrecher oder friedfertiger Arbeiter, Forderung stellender Arbeiter oder arbeitsscheues Element.

Es ist also die jeweils akzeptierte *Doxa*, auf deren Grundlage bestimmte Kausalitäten als plausibel gelten. Und gerade hier liegt ein zentraler Anknüpfungspunkt für Betrachtungen im Kontext der Zukunftsforschung: Jede Annahme, so schlüssig oder wissenschaftlich belegt sie auch erscheint, ist in dieser Perspektive immer eine sprachliche Setzung, die ihre Stabilität allein aus der zugrunde liegenden Sprache bezieht. Das betrifft nicht nur die Zukunftsbilder, sondern auch alle in sie eingegangenen Annahmen. Grunwald (2009: 31) unterscheidet diese Annahmen in „Gegenwärtiges Wissen, das nach anerkannten (z. B. disziplinären) Kriterien als Wissen erwiesen ist [...]“, „Einschätzungen zukünftiger Entwicklungen, die kein gegenwärtiges Wissen darstellen, sich aber durch gegenwärtiges Wissen begründen lassen [...]“, „*Ceteris-paribus*-Bedingungen: es werden bestimmte Kontinuitäten, ein ‚business as usual‘ in bestimmten Hinsichten oder die Abwesenheit disruptiver Veränderungen als Rahmen angenommen [...]“ sowie „*Ad-hoc*-Annahmen, die nicht durch Wissen begründet sind, sondern die ‚gesetzt‘ werden [...]“. Sie alle sind jedoch gleichermaßen durch eine *Doxa* geprägt: Der sprachliche Denkrahen setzt auch die Grenzen dessen, was zu wissen möglich ist und welche Erklärungen gültig sind (Inayatullah, 1998: 817). Entsprechend prägt er gegenwärtiges, anerkanntes Wissen sowie die davon abgeleiteten Einschätzungen. *Ceteris-paribus*-Bedingungen erhalten ihre Plausibilität maßgeblich aus einer *Doxa* und *Ad-hoc*-Annahmen werden innerhalb des gleichen Denkrahmens gesetzt. Die Gegenwartsanalysen beispielsweise während eines Szenario-Prozesses lassen sich so maßgeblich als Setzungen im Rahmen einer *Doxa* begreifen, innerhalb der bestimmte Relevanzen, Kausalitäten o.ä. zulässig sind und andere nicht – und auch die abgeleiteten Projektionen beziehen ihre Möglichkeit aus diesem Rahmen. Das gleiche gilt für die Einschätzungen, die in Delphi-Umfragen getroffen werden oder für jede andere Setzung: Sie alle beziehen sich auf ein Verständnis von Gegenwart, das einer spezifischen sprachlichen Konstruktion folgt, die, weil sie konventionell ist, als historisch und veränderbar zu verstehen ist.

In diesem Sinne lässt sich nicht nur die Zukunft in kontingenten Zukünften beschreiben, sondern ebenso die Gegenwart in kontingenten Gegenwarten: Auch wenn Gegenwart durch die

Doxa als universell und natürlich erscheint, ist diese Perspektive nur eine mögliche von vielen anderen (akratischen), die gerade auf Grund der Stärke der *Doxa* marginalisiert werden bzw. sogar unbemerkt bleiben.

Kontingente Gegenwart steigern die Komplexität für Zukunftsforschung – denn schon allein der Versuch, eine plausible Beschreibung als Ausgangspunkt für z.B. Szenarien als Ist-Zustand zu setzen, ist eine Herausforderung. Aber dieses diskursive Potenzial bietet auch Chancen: „Die Ambiguität der Welt (die dann das Vorhandensein der Widersprüche ist) muß dort vermehrt werden, wo sie sich als produktiv erweisen sollte (als fruchtbarer Verdacht, daß alles anders sein kann, als es erscheint und als es gesagt wird)" (Eco, 1972: 439).

3.3 Die *Doxa* bemerkenswert und Kontingenz sichtbar machen

Zukünfte, die innerhalb einer *Doxa* verbleiben, sind, auch wenn sie im Plural auftreten, Varianten eines (den Setzungen eines Denkrahmens entsprechenden) Zukunftsbildes, keine den Setzungen verschiedener Denkrahmens entsprechenden Zukünfte. Der genutzte sprachliche Denkrahmens gibt vor, was plausibel ist (oder nicht) und indem anhand dieser Weltkonstruktion etwas als (nicht) plausibel eingeschätzt wird, wird auch dieser Denkrahmens bestätigt, reproduziert und in Zukunftsbildern fortgeschrieben. Das ist dann unproblematisch, wenn eine Beschäftigung mit Zukünften innerhalb eines Denkrahmens (und zumeist ohne dessen Reflexion) ausreicht, um sich beispielsweise mit Handlungsmöglichkeiten auseinanderzusetzen.

„[...] das Problem, mit dem wir es zu tun haben, besteht darin, inwieweit wir die existierende Sprache das Denkbare eingrenzen lassen wollen" (Belsey, 2002: 12). Die *Doxa* kann problematisch gemacht werden - und genau das schlagen sprachreflexive Ansätze vor, um zu hinterfragen, was es, beispielsweise für Handlungsmöglichkeiten, bedeutet, diesen (und keinen anderen) Denkrahmens zu setzen oder was und wer dadurch ein- bzw. ausgeschlossen wird: Über die kritische Reflexion des Denkrahmens wird dessen Kontingenz sichtbar und der Denkrahmens lässt sich statt als gegeben als veränderbar wahrnehmen. Denn, so Barthes (ZL, 150), „[...] wenn sich etwas ‚von selbst versteht‘, muß man genauer hinsehen – um dann zu bemerken, daß dieses ‚Selbstverständliche‘ aus vielen unbeantworteten Fragen besteht.“

Das hier vorgeschlagene Hinterfragen von Zukunftsbildern im Hinblick auf den jeweils genutzten sprachlichen Denkrahmens hat ausdrücklich nicht das Ziel, Zukunftsbilder als ideologisch zu brandmarken oder als falsch zu deklarieren. Vielmehr geht es um eine Kritik im etymologischen Sinn des eine Krise auslösend (vgl. ESS, 300; ZL, 213; RS, 347, 355): Um die Kontingenz der Setzungen wahrnehmbar und damit für Zukunftsgestaltung und Orientierungswissen nutzbar zu machen, muss die Festigkeit der *Doxa* ‚aufgebrochen‘ werden. Denn die Stabilität dieses Denkrahmens wird erst dann fragil, wenn etwas nicht zuordenbar ist, etwas stört oder hakt (SA, 166; Berger & Luckmann, 1966: 45f).

In diesem Sinne geht es kritischen Ansätzen darum, die *Doxa* zu stören. Weil die *Doxa* als selbstverständlich und natürlich wahrgenommen wird, muss eine kritische Reflexion dabei ansetzen, ihr gerade die Natürlichkeit zu entziehen, d.h. sie als sprachliche Konstruktion bemerkbar zu machen (vgl. Inayatullah, 1990: 129, 132; Geertz, 1987: 264). Was selbstverständlich und plausibel ist, muss in diesem Sinne bemerkenswert und paradox werden.

3.4 Distanzierung

Für die kritische Auseinandersetzung mit der *Doxa* bedarf es einer Distanz, die es erlaubt, den eigenen Denkraum bemerkenswert werden zu lassen (SA, 192; MA, 115ff; RZ, 13f, 17; Inayatullah, 2004: 12). Poststrukturalistische Ansätze schaffen Distanz über die Verfremdung des eigenen Denkraums: Das Eigene als fremd wahrzunehmen, macht den Denkraum bemerkenswert und erklärungsbedürftig, schärft den Blick für bzw. das Denken in Differenzen und ermöglicht so eine Wiederaneignung der eigenen Sprache (Birnstiel, 2016: 443). Gerade in den poststrukturalistischen Verfremdungsstrategien „liegt eine unschätzbare epistemologische Leistung, die bleibt“ (Birnstiel, 2016: 443). Im Kontext der Zukunftsforschung stellt die *Causal Layered Analysis* (CLA) eine Vorgehensweise dar, die durch eine solche sprachliche Öffnung von Gegenwart (und Vergangenheit) Transformationspotenziale für die Zukunftsgestaltung schaffen will (Inayatullah, 1998: 815; 2004: 8f).

3.4.1 Causal Layered Analysis (CLA)

Die CLA begreift Zukunftsbilder bereits als Distanzierung von der Gegenwart, sodass sich letztere über das, was als möglich angenommen wird, bemerkenswert machen lässt (Inayatullah, 1998: 818; 2004: 14). Dazu werden die Zukunftsbilder auf vier vertikal angeordneten Ebenen analysiert, wobei jede Ebene einen anderen Wissensmodus einbezieht (Inayatullah, 1998: 817, 820, 825; 2004: 8f):

„[...] the CLA approach is unique in that it uses all four perspectives; that is, it contextualizes data (the predictive [or empirical, NF]) with the meanings (interpretive) we give them, and then locates these in various historical structures of power/knowledge — class, gender, varna, and episteme (the critical), along with the unconscious stories that express, and to a certain extent, define the episteme“ (Inayatullah, 2004: 11f; vgl. 1998: 825).

So lässt sich die CLA als Modell verstehen, bei dem diese unterschiedlichen Wissensmodi unter dem Meta-Epistem der Kritik integriert und in Beziehung gesetzt werden (Inayatullah, 1990: 131, 143; 1998: 816). Dabei lassen sich für alle Ebenen aus dem spezifischen Epistem heraus Szenarien bzw. Zukunftsbilder entwickeln, sodass die ‚Tiefe‘ der CLA mit ‚Breite‘ verbunden wird (Inayatullah, 1998: 816, 820ff; 2004: 18, 20).

Auf der ersten Ebene, der *Litany*, wird die empirische Perspektive auf eine Zukunft aufgegriffen. Der Fokus liegt dabei auf den Problemen, die diese aufwirft sowie den (qualitativen) Trends und empirischen Daten, mit denen diese unterlegt sind. Die Interpretationen und Begründungen dieser Probleme, d.h. also eine interpretative und systemische Perspektive, werden auf der zweiten Ebene, der *Social Cause* dargestellt. Hier werden die für die Erklärung angenommenen Akteursbeziehungen sowie ökonomischen, historischen usw. Faktoren untersucht. (Inayatullah, 1998: 820; 2004: 8, 16, 19)

Diese ersten beiden Ebenen stellen, mit Barthes gesprochen, die Perspektive der *Doxa* dar (vgl. Inayatullah, 2004: 8). Das eigentlich kritische Kernelement der CLA ist die nächste Ebene, *Discourse / Worldview*: Hier geht es um die Untersuchung jener akteursunabhängigen, (sozialen, kulturellen usw.) Strukturen, aus denen die beiden oberen Ebenen ihre Legitimation beziehen. Um die oft unbewussten Annahmen des eigenen Diskurses explizit und hinterfragbar zu

machen, wird untersucht, wie das Problem in anderen (mit Barthes akkratischen) Diskursen, u.a. anderer Kulturen, Religionen oder Stakeholder, konstituiert und erklärt wird bzw. werden kann. (Inayatullah, 1998: 820, 823f; 2004: 8, 17)

Die vierte Ebene, *Myth / Metaphor*, fokussiert sich dann auf kreative, emotionale und intuitive Zugänge, beispielsweise über Geschichten, Sprichwörter, Metaphern oder Archetypen, um so auch die unbewusste Ebene des Problems einzubeziehen. (Inayatullah, 1998: 820, 822; 2004: 8, 17, 20)

Die CLA will dabei die oberen zwei Ebenen nicht abwerten, sondern deren Problemverständnis über die Einbindung der tieferen Ebenen erweitern, um so, in einer die kritische Abwärtsbewegung komplementierenden Aufwärtsbewegung, ganzheitlichere Handlungsmöglichkeiten zu erarbeiten (Inayatullah, 1998: 817, 821ff; 2004: 8, 15, 20). Die vier Ebenen dienen dabei nur als Unterstützung: Nicht die konkrete Zuordnung der Aspekte zu den einzelnen Ebenen ist entscheidend, sondern der Dialog (Inayatullah, 1998: 821; 2004: 43). Die CLA versteht sich folglich insbesondere als Workshopmethode (Inayatullah, 1998: 816, 825; 2004: 19, 43). Was die CLA ausmacht, ist, dass sie eine kritische Diskussion der eigenen Annahmen sowie den Blick auf andere Sichtweisen und Gestaltungsmöglichkeiten anregt. Damit schafft sie einen kritischen Zugang zu Zukunftsforschung – und hat diese Ausrichtung wesentlich geprägt. Im Hinblick auf Distanzierungsmöglichkeiten sowie ‚Angriffsmöglichkeiten‘, um *Doxa* bemerkenswert zu machen, besteht jedoch sowohl theoretisch als auch mit Bezug auf Vorgehensweisen für eine kritische Zukunftsforschung Weiterentwicklungsbedarf.

3.4.2 Sprechpositionen verschieben

Die CLA bietet einen Rahmen für die kritische Reflexion der eigenen Annahmen. Dabei ist es aus meiner Sicht nicht so sehr das Zukunftsbild, das eine Distanzierung ermöglicht, als die Einbindung akkratischer Diskurse auf der Ebene des *Worldview*. Inayatullah (1998: 818) schreibt:

„Distancing provides the theoretical link between poststructural thought and futures studies. Scenarios become not forecasts but images of the possible that critique the present, that make it remarkable, thus allowing other futures to emerge. Distancing can be accomplished by utopias as well — ‘perfect’, ‘no’, or far away places — other spaces.”

Die Überlegung Zukunftsbilder (und gerade Utopien wie Dystopien erscheinen hier vielversprechend) als Distanzierungs- und Verfremdungsmöglichkeiten zu nutzen, ist interessant und eine weitere Untersuchung dieses Potenzials ist wünschenswert.²⁷ Werden Zukunftsbilder jedoch als Konstruktionen innerhalb der gegenwärtigen *Doxa* verstanden – und davon geht auch die CLA aus, versucht sie doch gerade, diese über die zwei unteren Ebenen sichtbar und veränderbar zu machen – besteht eine Verbindung zwischen sprachreflexiven Ansätzen und Zukunftsforschung nicht über Verfahren der Distanzierung sondern über den Versuch, die *Doxa* zu hinterfragen. Die *Doxa* wird in der CLA nicht durch das Zukunftsbild, sondern maßgeblich durch die Konfrontation mit anderen Diskursen bemerkenswert. Der Blick auf andere Sprachen und kulturelle Kontexte

27 Auch Barthes (UMS, 87) verweist darauf, dass die Utopie sich als zweiter Term zur Gegenwart begreifen lässt und dieses Paradigma einen „Diskurs über das Wirkliche“ ermöglicht.

kann für die Verfremdung der eigenen hilfreich sein, da dies ermöglicht „unsere ‚Wirklichkeit‘ unter dem Einfluß anderer Einteilungen, einer anderen Syntax auflösen“ (RZ, 13f, 17; vgl. Inayatullah, 1998: 817; 2004: 12). Das heißt aber auch, dass diese anderen Sprachen für die Auseinandersetzung verfügbar sein müssen – wie lässt die CLA offen.

Zudem bleibt die Distanzierung von einer spezifischen Sprache immer sprachgebunden:

„Aber wenn man sich außerhalb gewisser Sprachtypen stellt – und das muß man tun, wir alle tun es –, darf man nicht vergessen, daß wir es immer von einer anderen Sprache aus tun und nie ausgehend von einer Nicht-Sprache. Damit sind wir in aller Aufrichtigkeit in einen unendlichen Prozeß von Selbstkritik, des Kritisierens unserer eigenen Sprache verwickelt. Das ist eine Haltung der Reflexivität [...], die die Kultur in Bewegung bringen kann: sie ist übrigens an die äußerst wachsame Wahrnehmung des Ortes der eigenen Rede gebunden.“ (KS, 170)

Das Schaffen einer Distanz zur eigenen Sprache ist nicht als ein Heraustreten aus dem eigenen Denkraum zu verstehen, sondern vielmehr als eine Verschiebung der Sprechposition innerhalb des Diskurses – und innerhalb der Grenzen, die von diesem vorgegeben sind bzw. diesem abgerungen werden können (vgl. Belsey, 2002: 41f). Weil eine Reflexion der Sprache nur innerhalb von Sprache möglich ist, muss die eigene, kritische Sprechposition folglich explizit verortet werden (SM, 298; MA, 12; KS, 39f, 121; Inayatullah, 1990: 133). Zudem ist die in der Reflexion genutzte (Meta)Sprache nur als eine andere Setzung zu begreifen, die ebenso gültig und historisch ist wie die kritisierte Sprache (SM, 300). Und weil jede Kritik, als akritische Sprache, selbst durch Wiederholung und Verfestigung *Doxa* werden kann, lässt sich diese kritische, die paradoxmachende Bewegung nur als unaufhörliche Verschiebung denken (UMS, 122; L 37; vgl. Eco, 1972: 191; Milojević & Inayatullah, 2015: 161).

3.4.3 Alternative Zukünfte

Die CLA will über die Kritik ‚alternative Zukünfte‘ entwickeln und so Wahlmöglichkeiten für Zukunftsgestaltung schaffen (Inayatullah, 1998: 815; 2004: 8f; vgl. Slaughter, 2002: 504f). Die Begriffe Alternative und Wahl sind dabei eng verbunden, da eine Wahl letztlich nur möglich ist, wenn zwei (oder mehr) Optionen vorhanden sind. Wie bereits erwähnt lassen sich Zukunftsbilder, die von einer *Doxa* geprägt sind, als Varianten eines Zukunftsbildes begreifen. ‚Alternative Zukünfte‘ lassen sich in diesem Sinne verstehen als Alternativen zum von der *Doxa* geprägten Zukunftsbild, sodass für die Zukunftsgestaltung letztlich eine Wahl zwischen diesen getroffen werden kann. Dass die *Doxa* zu einer Möglichkeit unter vielen wird, impliziert Entscheidungsmöglichkeiten hinsichtlich der Setzungen, die getroffen werden, und entsprechende Gestaltungsspielräume (SA, 178; NL, 18ff, 67ff; Belsey, 2002: 130). Gleichwohl muss dieser Entscheidungs- und Gestaltungsspielraum als Verschiebung (eines oder einiger Aspekte) innerhalb eines Denkraums begriffen werden, nicht als dessen Wechsel, und zudem als Verschiebung, die, weil sie sprachlich ist, andere Setzungen vorgibt (NL, 18ff, 67ff). In diesem Sinne schafft eine kritische Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern zwar Entscheidungs- und Gestaltungsspielräume, doch diese sind nicht so einfach als klar getrennte Versionen gegenüberzustellen, wie es der Begriff der ‚alternativen Zukünfte‘ suggeriert – auch wenn er im Hinblick auf die praktischen Anforderungen an Zukunftsforschung

wahrscheinlich nützlich ist. Im Rahmen dieser Arbeit ließe sich eher von paradoxen Zukünften sprechen oder, im Sinne eines Denkens der Differenz, einfach von anderen Zukünften.

3.5 Arbeit an und mit Sprache

Über die kritische Auseinandersetzung mit der *Doxa* von Zukunftsbildern andere, paradoxe Zukünfte zu entwickeln, lässt sich begreifen als Distanzierung, d.h. als aktive Verschiebung der eigenen Sprechposition. Die Arbeit an und mit Sprache, die dafür notwendig ist, ist sowohl Ausgangspunkt als auch wesentlicher Bestandteil einer Kritik der *Doxa*: Die *Doxa* wird bemerkenswert (und Kontingenz wird sichtbar) indem die Sprechposition verschoben wird. Die Auseinandersetzung mit Sprache vollzieht sich über das (Er)Finden anderer Ausdrucksmöglichkeiten, d.h. über das Erschließen eines Spielraums für andere Setzungen, Erklärungen oder Entwicklungen:

„Bei der Analyse eines Textes müssen wir ständig gegen den Eindruck der Evidenz, der ‚Selbstverständlichkeit‘ des Geschriebenen reagieren. [...] Angesichts einer Äußerung, eines Satzstückes, muß man immer bedenken, was geschähe, wenn der Zug nicht notiert oder anders wäre. Der gute Analytiker der Erzählung muß eine Art Phantasie für den Gegen-Text besitzen, eine Phantasie für die Aberration des Textes, für das narrativ Skandalöse; man muß für die Vorstellung des logischen, narrativen „Skandals“ empfänglich sein; gerade dadurch nimmt man den oft sehr banalen, plumpen und evidenten Charakter der Analyse mutiger auf sich.“ (SA, 232f)

Zentral für Barthes – sowie für poststrukturalistische Ansätze im allgemeinen – ist eben diese doppelte Bewegung aus Kritik und Gegenerzählung, aus Dekonstruktion und Rekonstruktion, die sich auch in der CLA und in anderen Ansätzen kritischer Zukunftsforschung wiederfindet (u.a. Birnstiel, 2016: 416; Inayatullah, 2004: 8; Milojević & Inayatullah, 2015: 154). Analyse und Neu-Erzählen sind dabei ineinander verwoben: „Aus der Dekonstruktion der Welt in Worten wird ihre Wiedererschaffung in anderen Worten, und in der Auseinanderlegung der Konstituenten überlieferter Narrative liegt das eigene narrative Potential begründet“ (Birnstiel, 2016: 417). So lässt sich das Erzählen, das Neu- und Umschreiben als poststrukturalistische Wissensform für die eine Auseinandersetzung mit sprachlichen Denkraum verstehen (Birnstiel, 2016: 416, 422). Beim Erfinden eines „Gegen-Textes“ geht es um das Spiel mit der Sprache und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten, Welt zu konstruieren (KW, 229):

„„Spielen“ ist hier in der ganzen Polysemie des Wortes zu verstehen: Der Text hat Spielraum (wie eine nicht ganz schließende Tür, ein Apparat ‚Spiel‘ hat); und der Leser spielt zweimal: er spielt den ‚Text‘ nach (im spielerischen Sinn), er sucht eine Praxis, die ihn re-produziert; damit sich diese Praxis jedoch nicht auf eine passive, innere Mimesis reduziert (der ‚Text‘ ist genauso, was sich dieser Reduktion widersetzt), spielt er auf dem ‚Text‘ [im musikalischen Sinn]“ (RS, 71).

In die Vordergrund rückt so eine Bedeutungsproduktion, die sich, weil sie sich des aktiven Schaffens und Verschiebens von Bedeutungen bewusst ist, der Selbstverständlichkeit der *Doxa* entgegenstellt (VR, 46; RS, 76, 128, 276, 347, 361; LT, 37; N, 267ff; SZ, 101; UMS, 60). Es geht dabei nicht um eine (strukturalistische) Komplexitätsreduzierung, sondern um die Steigerung der Komplexität im Wahrnehmbarmachen der Kontingenz durch eine Vervielfältigung der Begriffe (vgl. Birnstiel, 2016: 445): „Sobald das Werk das Spiel der aufeinanderfolgenden Interpretatio-

nen auslöst, veranlaßt es uns vor allem dazu, den Code und seine Möglichkeiten neu zu bedenken“ (Eco, 1972: 163). Indem Begriffe und Regeln der Sprache erschüttert werden, wird diese verfremdet und andere Wahrnehmungen werden möglich (KS, 195; Eco, 1972: 163f).

3.6 Zukunftsbilder kritisieren

In Barthes' Werk gibt es diverse Anregungen dafür, wo ein solches Spiel mit Sprache für eine kritische Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern ansetzen kann.²⁸ Dazu gehören insbesondere Barthes' Mythenanalysen (MA), strukturelle Analysen von Erzählungen (SA) sowie sein eher poststrukturalistischer Ansatz der Textanalyse (SZ). Barthes' Analyse von Texten hat stark strukturalistische Ausgangspunkte, verschiebt sich jedoch von der Suche nach der zu Grunde liegenden Struktur hin zur Beschäftigung mit der (poststrukturalistischen) Strukturierung von Texten (vgl. SA, u.a. 102ff, 144ff, 223ff, 251ff, 266ff und SZ, u.a. 16f). Sein Analyseverfahren²⁹ situiert Barthes dabei innerhalb der ‚Diskurslinguistik‘ (SA, 105, 229), d.h. zentral ist es, Bedeutungszugänge aufzuzeigen. Da das Aufzeigen von Bedeutungszugängen die Pluralität der Bedeutungen sichtbar macht, wird die Kontingenz sprachlicher Setzungen deutlich und unterläuft so die Naturalisierung der *Doxa* (vgl. SA, 274).

Im Folgenden sollen daher analytische Ansätze von Barthes im Hinblick auf das Bemerkenswerthemachen der *Doxa* vorgestellt werden, um so Anregungen für eine kritische Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern zu geben. Die verschiedenen Ansätze von Barthes lassen sich teilweise als Weiterentwicklungen und Verschiebungen voneinander begreifen und nicht alles erscheint für die Zukunftsforschung gleichermaßen relevant. So schreibt auch Barthes (KS, 92): „Ich glaube nicht – ich möchte nicht –, daß meine Arbeit den Wert eines wissenschaftlichen Modells hat, das geeignet wäre, auf andere Texte angewendet zu werden; vielleicht könnten sich die Deformationen der Methode als fruchtbar erweisen.“ In diesem Sinne werde ich die Ansätze nicht im einzelnen darstellen und voneinander abgrenzen, sondern stattdessen die für mich im Hinblick auf die Zukunftsforschung relevanten Aspekte herausgreifen, nebeneinanderstellen oder teilweise zusammenfügen. Eine weitere Zusammenführung dieser Ansätze im Hinblick auf eine kritische Analyse von Zukunftsbildern sowie detaillierte Analysen von Zukunftsbildern anhand dieser Anregungen wären zwar überaus wünschenswert, übersteigen aber den Rahmen dieser Arbeit. Ansatzpunkte für die Analyse gebe ich anhand des Zukunftsbildes *Frugale Innovation 2030*, einer der *Geschichten aus der Zukunft 2030* die im Rahmen des BMBF Foresight Zyklus II entwickelt wurden (siehe Anhang). Das Beispiel soll einzelne Anregungen für die Analyse illustrieren. Eine vollständige Analyse mit der Entwicklung eines anderen Zukunftsbildes können an dieser Stelle nicht durchgeführt werden.

28 Neben den im Folgenden vorgestellten Ansätzen von Barthes gibt es diverse weitere Ansätze, auf die an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Weil sie mir für Zukunftsforschung besonders interessant erscheinen, möchte ich an dieser Stelle jedoch auf die bereits erwähnte, auf Derrida zurückgehende Dekonstruktion sowie die von Foucault geprägten Genealogien und Diskursanalysen verweisen. Dekonstruktion und Genealogie sind dabei explizite Bezugspunkte der CLA (Inayatullah, 1998: 818; 2004: 13) und werden ebenfalls von Barthes thematisiert (u.a. VR, 450f; MA, 288; LG, 54f).

29 Barthes spricht bezogen auf sein Vorgehen dezidiert nicht von einer Methode, sondern von „operatorischen Vorkehrungen“ (SA, 234). Auch hier sollen diese Vorschläge nicht als Methode, sondern als Ansatzpunkte für mögliche und noch zu erprobende Vorgehensweisen verstanden werden.

3.6.1 Pluralität der Bedeutung wahrnehmbar machen

In seiner Mythenanalyse begreift Barthes den Mythos³⁰ als das Bedeutungssystem, das die Naturalisierung der *Doxa* ermöglicht und entsprechend den Ansatzpunkt der Kritik darstellt:

„Was die Welt dem Mythos liefert, ist ein historisches Reales, das – wie weit es auch zurückreichen mag – definiert ist durch die Art und Weise, wie die Menschen es hervorgebracht oder gebraucht haben; und was der Mythos zurückgibt, ist ein natürliches Bild dieses Realen.“ (MA, 295)

So verwandelt der Mythos Motiv in Ursache, Geschichte in Natur und konventionelle Setzungen in Fakten (MA, 278, 280; NL, 31f). Barthes versteht den Mythos als ein Konnotationssystem, wobei die konnotierte Botschaft einer klaren Intention folgt und ihren konventionellen Charakter mittels der denotierten Botschaft naturalisiert (MA, 253ff, 270ff; RS, 73f; SZ, 129f; SA, 181ff). Diese semiotischen Ausführungen sind mittlerweile überholt (Ette, 2011: 52), insbesondere weil ein differentielles Sprachverständnis die Unterscheidung zwischen Konnotation und Denotation aufhebt. In der Sprache – und das macht die inhärente Vieldeutigkeit jedes Textes aus – überlagern sich Bedeutungen, von denen keine ursprünglicher, buchstäblicher etc. ist, sondern die unentscheidbar miteinander verwoben sind (SA, 238f, 256, 274; SZ, 81; ZL, 258ff): „Die Textanalyse erfordert, daß man sich den Text als Gewebe vorstellt (was übrigens der etymologische Sinn ist), als ein Geflecht verschiedener Stimmen [...]“ (SA, 296). Ein Text lässt sich so als Ort einer beständigen und pluralen Sinnproduktion begreifen, die über ihre intertextuelle Verbindung zu bestehenden Codes mit Gesellschaft und Geschichte verbunden ist (SA, 230f, 260, 264, 266f; KS, 28). Ein Code lässt sich als ein konventionelles Regelsystem verstehen, das spezifische syntaktische wie semantische Kombinations- und Transformationsregeln vorschreibt (Eco, 1972: 58, 130f). Jede Sprache (*langue*) stellt einen Code dar, der jedoch selbst als Netz mit diversen Subcodes zu verstehen ist (Eco, 1972: 130f).

Für Barthes (SA, 292; vgl. 295f; SZ, 25) stehen dabei nicht die jeweils gültigen Regeln eines Codes im Fokus, sondern dessen textübergreifende Vorgängigkeit: „[...] Die Codes sind bestimmte Typen des *Bereits-Gelesenen*, *Bereits-Gesehenen*, *Bereits-Getanen*: Der Code ist die Form dieses *Bereits*, das für das Schreiben der Welt konstitutiv ist.“ Ein Code ist demnach „eine Perspektive aus Zitaten“ (SZ, 25), durch die ein Text immer in einem intertextuellen Bezug zu anderen Texten steht (SA, 235, 269; SZ, 256).

Diese dem Text vorgängigen, konventionellen Setzungen sind die Grundlage und das Spielfeld der Bedeutungen eines Textes. Wird jedoch eine Bedeutung des Textes als *die eigentliche* Bedeutung verfestigt, wird sie naturalisiert – und in diesem Sinne kehrt der Mythos zurück. Die *Doxa* bestimmt gleichsam eine (von vielen unentscheidbaren) Bedeutungen als Denotation, sodass diese zur ursprünglichen, selbstverständlichen, natürlichen Bedeutung wird (UMS, 77;

30 Die CLA und Barthes folgen unterschiedlichen Mythenbegriffen, die jedoch Schnittmengen haben. Die CLA betont Mythen als starke, kulturell geprägte und nicht rationale Erklärungsmuster (Inayatullah, 1998: 819; 2004: 18), während sich der Mythos bei Barthes als jene sprachliche Form verstehen lässt, die maßgeblich die Naturalisierung der *Doxa* ermöglicht. In beiden Fällen sind Mythen jedoch i.d.R. unbewusst, grundlegend für die *Doxa* und entsprechend prägend für die Weltkonstruktion. Zudem hat Barthes' Mythenbegriff Bezugspunkte zu dem von Lévi-Strauss (VR, 171; ES, 90), der Mythen als ein die Welt erklärendes Narrativ versteht – und damit wiederum nah am Begriff der CLA ist.

ES, 76; VR, 287; KS, 107f, 342; RS, 76). Zudem manifestiert sich die *Doxa* in den Codes selbst, die, über eine beständige Wiederholung, Stereotyp werden und die Naturalisierung verstärken, indem sie sich gegenseitig begründen (SA, 293).

Eine kritische Auseinandersetzung mit Texten setzt folglich dabei an, diese Verfestigung auf eine Bedeutung aufzulösen: „Unser Ziel besteht darin, den Plural des Textes, die Offenheit seiner Signifikanz denken, vorstellen und erleben zu können“ (SA, 267). Daher geht es nicht darum, latente oder ‚richtige‘ Bedeutungen herauszustellen – es werden weder *der* Sinn noch *ein* Sinn noch ein Katalog möglicher Sinne des Textes ermittelt (SA, 233, 267, 269, 282; SZ, 16). All dies käme einer erneuten Reduzierung der Pluralität des Textes gleich (SZ, 81; SA, 256). Stattdessen geht es darum, jene Formen bzw. Codes zu untersuchen, die das vielfältige Spiel des Sinns ermöglichen (SA, 252, 267; SZ, 7, 46, 256). Die Analyse begreift sich so als eine Arbeit am und im Text, die über die Distanzierung zu naturalisierten Bedeutungen die dem Text inhärente Kontingenz der Setzungen wieder sichtbar macht – und gerade dadurch die *Doxa* in einer Krise bringt (KS, 109; RS, 74, 76f; vgl. Eco, 1972: 173). Dadurch ermöglicht es die Analyse, so Barthes, den Ausgangstext neu zu schreiben (KS, 122). Und, so lässt sich anschließen, andere Zukünfte zu erzählen.

3.6.2 Kritische Lektüre

Für die Analyse fokussiert sich Barthes auf jene Bezüge (v.a. die Codes), die dem Text immanent sind: übliche Kategorien der Textanalyse wie Autor, Literaturgeschichte, Gattung o.ä. schließt Barthes als Ansatzpunkte aus (SA, 270). Entsprechend heißt das für Zukunftsbilder, dass deren Analyse nicht auf der Auseinandersetzung mit Adressaten, der gewählten Methode, dem Entstehungszeitraum und –kontext, den gesetzten Annahmen während der Erstellung des Zukunftsbildes usw. aufbaut:

„Das besagt nicht unbedingt, daß diese Probleme nicht durch unsere Analyse durchfließen werden; im Gegenteil, sie werden im eigentlichen Sinn des Wortes durchfließen: die Analyse ist eine Durchquerung des Textes; diese Probleme können als kulturelle Zitate, als Ansatzpunkte für Codes, nicht als Determinierungen, aufscheinen.“ (SA, 270)

Um die durch die *Doxa* eingeschränkte Pluralität des Textes wiederherzustellen, fokussiert sich die Analyse auf die Bedeutungsproduktion im (bzw. durch den) Text, nicht auf Erklärungen oder Interpretationen bestimmter Bedeutungen. Bei der Analyse von Zukunftsbildern scheint mir diese Herangehensweise wichtig, da eine Kritik, die von Fragen nach dem Entstehungskontext des Zukunftsbildes ö.a. ausgeht, dazu tendieren kann, mit erhobenem Zeigefinger auf ‚falsche‘ Setzungen hinzuweisen. Für mich ist der zentrale Aspekt der Kritik jedoch nicht der Vorwurf, sondern (neugierige, staunende) Fragen. Der Fokus auf den Text ermöglicht es, die Bedeutungsproduktion sichtbar zu machen und damit Fragen nach anderen Möglichkeiten aufzuwerfen. Erst wenn diese diskutiert werden, wird auch das Einbeziehen des Kontexts – als hinterfragen – relevant.

Die Analyse ist also grundlegend textimmanent und entsprechend ist der Text, so wie er gelesen wird, ihr Ausgangspunkt (SA, 227f, 149, 256, 268ff, 181, 292):

„Wir belassen unserer Analyse das wesentliche Verfahren der Lektüre; diese Lektüre wird bloß gewissermaßen in Zeitlupe gefilmt. Diese Vorgangsweise ist theoretisch wichtig: Sie bedeutet, daß wir nicht darauf abzielen, die Struktur des Textes zu konstruieren, sondern seiner Strukturierung zu folgen, und daß wir die Strukturierung der Lektüre für wichtiger halten als die des Aufbaus (ein rhetorischer und klassischer Begriff)“ (SA, 269; vgl. SZ, 17).

Als Verfahren ist die Lektüre progressiv und explizit an den eigenen Denkraum gebunden (SA, 228, 267ff; SZ, 16f, 255). Barthes versteht Lesen als Akkomodation des Intellekts, „um die richtige Bedeutungsebene (die, die mir recht ist) aufzufangen“ (UMS, 157). Eine kritische Lektüre ist ein mit Bedeutungen spielendes, aktives Lesen sowie ein Lesen des Textes in Aktion, d.h. in seiner Bedeutungsproduktion (SA, 254, 266; KW, 213ff; SZ, 17). Dazu ist eine wiederholte Lektüre notwendig, da gerade durch das Neulesen von Bekanntem andere Bedeutungszugänge möglich werden (SZ, 20f; 165).

3.6.2.1 Zerlegung des Textes in Lexien

In einem Text können die einzelnen Elemente unterschiedliche viele Bedeutungszugänge ermöglichen, doch in jedem Fall bedeuten sie (und wenn sie Bedeutungslosigkeit bedeuten): was der Diskurs erwähnt ist immer auch erwähnenswert (SA, 109, vgl. 145). Daher schlägt Barthes als ersten Schritt die Einteilung des Textes in (durchnummerierte) *Lexien*, d.h. Leseeinheiten vor (SZ, 18, 256; SA, 234, 267f; vgl. *Sarrasine* im Anhang von S/Z, 217ff). Diese Einteilung ist willkürlich, da sie allein an der Nützlichkeit für eine aktive Lektüre bzw. eine Strukturation ausgerichtet ist (SZ, 18, 256; UMS, 53; KS, 81): In einer Lexie sollten sich nur bis zu vier Bedeutungen überlagern und so schwankt die Länge einer Lexie zwischen einzelnen Satzteilen bis hin zu mehreren Sätzen (SA, 267; SZ, 18; KS, 81). So entsteht über die Einteilung der Lexien eine Art Raster, das es erlaubt, die Bedeutungszugänge entlang der Lexien zu erfassen (SA, 234, 268; SZ, 18).

3.6.2.2 Strukturation

Im Text überlagern sich Bedeutungen, die beim Lesen durchaus gleichzeitig und im Wechselspiel wahrgenommen werden können. Für jede Lexie werden, den vom Text genutzten Codes folgend, diese Bedeutungszugänge analysiert (SA, 234f, 268; SZ, 11ff, 256). Es geht darum, „die Sinngebungen, die Signifikate jeder Lexie oder auch ihre Konnotationen“ zu beobachten und aufzuschreiben (SZ, 19, 256; vgl. SA, 268, 234). Diese Sinne werden dabei erarbeitet – und dazu bedarf es Fantasie, Zeit und Geduld (SA, 236). Indem Lexie für Lexie kommentiert wird – Barthes nutzt dabei Kürzel für die verschiedenen Codes (SZ) – entsteht eine Art Meta-Text, ein Neuschreiben des Ausgangstextes, der Sinnzugänge darstellt und so eine (von vielen möglichen) Strukturation des Textes schafft (SA, 260; SZ, 25).

Das schrittweise Kommentieren der Lektüre ermöglicht eine Distanzierung: „[...] ich habe die Wahrnehmungsebene des Gegenstands verändert, und dadurch habe ich auch den Gegenstand verändert“ (KS, 149). Was die kritische Lektüre daher anbietet, ist eine aktive Auseinandersetzung mit einem Text, die es der Person, die ihre Lektüre schreibt, sowie jenen, die diese Lektüre lesen, ermöglicht, über die so hergestellte Distanz den Text als Produktion, nicht Natur zu verstehen (vgl. SZ, 19; SA, 267).

Barthes (SZ) findet bei seiner Lektüre von Balzacs Novelle *Sarrasine* so fünf verschiedene Codes: den der Handlungen, des Rätsels, der Referenzen, der Seme und das symbolische Feld (vgl. SZ, 256ff). Zu prüfen bleibt, ob sich die von Barthes gefundenen Codes übertragen lassen. Wahrscheinlich müssten für Zukunftsbilder manche dieser Codes weiter unterteilt oder ggf. andere Codes hinzugenommen werden. Diese Codes lassen sich auch jeder für sich als Zugang einer kritischen Auseinandersetzung begreifen. Im folgenden werden daraus abgeleitete Anregungen vorgestellt und dabei anhand anderer Überlegungen von Barthes (vorwiegend aus der Analyse von Erzählungen sowie der von Mythen) erweitert.

3.6.3 Narrative Codes

Barthes setzt sich in zwei Codes mit der narrativen Struktur des Textes auseinander: Der Code der Aktionen (proaiäretischer Code) schlüsselt die Elemente der Handlung des Textes entsprechend ihrer zumeist kausalen und zeitlichen Logik in Sequenzen auf (vgl. 238ff; KS, 85). Der zweite Code bezieht sich darauf, wie der Diskurs seine Narration organisiert. Barthes nennt ihn den hermeneutischen Code, weil in den von ihm analysierten Texten ein Rätsel eine entscheidende Position für diese Organisation einnimmt (SA, 274, 295; SZ, 21; KS, 85). Entsprechend sind wichtige Elemente dieses Codes die Ankündigung eines Rätsels, dessen Formulierung, Entschlüsselung und Lösung sowie die dabei benutzen Aufschübe, Irreführungen und sonstigen Verzögerungen (SA, 271ff, 295; SZ, 23, 35f, 43, 47, 51f, 88, 207; KS, 85). Dieser Code lässt sich jedoch vom Rätsel erweitern auf all jene Elemente, in denen der Diskurs seine Narration führt und dabei durchaus mit der fortschreitenden Logik des Handlungscode spielt (oder kämpft), z.B. indem er diese verzögert, deren Anordnung verändert usw. (SZ, 79, 131). So ließen sich in diesem Code, der sich letztlich auf den Kommunikationsprozess zwischen Text und Lesenden fokussiert, u.a. auch Eröffnungsformeln, Elemente des Spannungsaufbaus, Markierungen von Geschichten in der Geschichte, Resümees, Ankündigungen oder phatische Elemente der Ansprache der Lesenden versammeln (SA, 125f, 129, 237, 240ff, 272f, 278, 293; SZ, 130f, 139). Eine Auseinandersetzung mit diesen beiden Codes ist für eine Kritik von Zukunftsbildern interessant, weil die jeweilige narrative Struktur Ereignisse und Handlungen über eine in der Regel zeitliche und kausale Logik zu einer (sinnvollen) Einheit verbindet. Die narrative Struktur erklärt Welt (und konstituiert diese eben darüber): „[...] Der Sinn geht dem Faktum voraus und prädeterminiert es, der Wert geht dem Wissen voraus und prädeterminiert es“ (RS, 271). Fakten werden nicht gefunden, sondern erfunden: Aus unbearbeitetem Datenmaterial werden einzelne Aspekte ausgewählt, strukturiert und in beispielsweise zeitliche und kausale Beziehungen gesetzt – und erhalten so über die narrative Struktur eine spezifische Bedeutung (SA, 54, 59ff, 75ff; RS, 159; White, 1973: 19f; 1986: 124f). Ereignisse, Phänomene usw. werden dadurch begreifbar und in die *Doxa* integrierbar (KS, 328f; VR, 49, 171; vgl. Milojević & Inayatullah, 2015: 152; Inayatullah, 1990: 124).

Gleichzeitig – das macht sprachliche Konstruktion aus – ist die zeitlich-kausale Logik der narrativen Strukturen bereits im Denkraum verankert, sodass sich das Erfinden der Fakten als

Finden anfühlt (SA, 59ff; White, 1973: 11f, 49f; 1986: 7). Der Blick auf die Erzählung erlaubt es, diese Begründungsstrukturen der *Doxa* bemerkenswert zu machen.³¹

3.6.3.1 Sequenzanalyse

Die Entwicklung einer Erzählung erfolgt über Verzweigungen, wobei der Diskurs bestimmte Abzweigungen wählt, umkehrt, aufgreift, abschweift usw. (VR, 193; SA, 146). Jene Elemente eines Textes, an denen sich alternative Verläufe der Geschichte öffnen, erhalten oder schließen bzw. Ungewissheiten begründet oder beseitigt werden, nennt Barthes die Kerne oder Kardinalfunktionen (SA, 113). Es sind jene „Risikomomente der Erzählung“, die das Grundgerüst der Erzählung ausmachen (SA, 116). Werden Kerne nicht direkt aneinandergereiht, füllen Katalysen ihre Zwischenräume (SA, 112, 115). Katalysen beziehen ihre Funktionalität damit weniger im Hinblick auf das erzählerische Grundgerüst als auf den Diskurs: Gerade als Lückenfüller zwischen entscheidenden Momenten der Geschichte ermöglichen sie Verzögerungen, Resümees u.ä. und haben eine phatische Funktion, d.h. sie stellen Kontakt zwischen dem Text und den Lesenden her (SA, 113f). „Sagen wir, man kann keinen Kern streichen, ohne die Geschichte zu ändern, aber man kann auch keine Katalyse streichen, ohne den Diskurs zu verändern“ (SA, 114). Um die Handlungsstruktur einer Erzählung nachzuvollziehen, geht Barthes folglich von einer Analyse der Kerne oder Kardinalfunktionen aus (SA, 118).

„Die aus wenigen Kernen [...] bestehende Sequenz mag von noch so geringer Wichtigkeit sein, sie birgt immer Risikomomente und bedarf deshalb der Analyse: Es mag lächerlich erscheinen, die logische Folge der winzigen Akte beim Anbieten einer Zigarette (anbieten, annehmen, anzünden, rauchen) als Sequenz aufzufassen; doch an jedem dieser Punkte eröffnet sich eine Alternative und damit eine Freiheit des Sinns [...]“ (SA, 119, vgl. 147).

Für die Analyse werden die Kerne zu Sequenzen gruppiert, die zusammengekommen das Grundgerüst der Erzählung ausmachen und in sich abgeschlossen sind:

„Eine Sequenz ist eine logische Folge von Kernen, die miteinander durch eine Relation der Solidarität verknüpft sind: Die Sequenz wird eröffnet, wenn eines ihrer Glieder keinerlei solidarische Prämisse besitzt, und geschlossen, wenn ein anderes ihrer Glieder kein aus ihm folgendes mehr besitzt“ (SA, 118, vgl. 119, 253).

Die Sequenzanalyse kann für die Kritik von Zukunftsbildern, wie schon die schrittweise Lektüre, vor allem eine Distanzierung über die veränderte Wahrnehmungsebene schaffen. Zudem schärft sie den Blick dafür, wer die einbezogenen Akteure sind und mit welchen Handlungen diese verbunden werden. Das könnte auch im Hinblick auf Setzungen von Aktivität/ Passivität oder der Aufgabenverteilung interessant sein. Im Beispiel der *Frugalen Innovation 2030* treten

31 In diesem Kontext ist auch das *troping* (tropisches Verfahren) von White (1973, 1986) interessant: White geht von vier die Geschichtsschreibung (die er als Erzählung versteht) präfigurierenden Tropen aus (Metapher, Metonymie, Synekdoche, Ironie), die unterschiedliche Erklärungsstrategien im Hinblick auf die narrative Strukturierung, die formale Schlussfolgerung sowie die ideologische Implikation stützen (White, 1973: 10, 21ff, 50). Auch von Barthes gibt es Ansätze in dieser Richtung (vgl. u.a. SA, 69ff; RS, 155ff). Beides miteinander zu kombinieren könnte auch für die Analyse von Zukunftsbildern hilfreich sein.

so u.a. Leonie (1)³², ein mittelständischer Weltmarktführer (1f), Geräte/Produkte (7), asiatische Billigprodukthanbieter (8), der Markt und auch ein Team (14), das dann zu Partnern wird (19), auf.

Über die Sequenzanalyse lassen sich sehr unterschiedliche Schemata erstellen, so beispielsweise sehr grobe oder detaillierte für die ganze Erzählung, für einzelne Akteure oder Akteursbeziehungen usw. Im Folgenden zwei grob skizzierte Beispiele für Leonie und für den Weltmarktführer:

Leonie:

begeisterte Entwicklungsingenieurin sein (1) – in ein asiatisches Land gehen (3f) – vor Ort mit eigenem Team ein Produkt entwickeln (14) – auf frugale Innovation setzen (19f) – eingeschränkte Produktionsmöglichkeiten berücksichtigen (27f) – mit neuen Konstruktionsformen beschäftigen (28f) – gefallen an der Arbeit haben (33) – ans Projektende denken (34) – sich Projektleitung in Afrika vorstellen (35f) – dort Erfahrungen nutzen wollen (37)

Weltmarktführer:

erfolglos Produkte in dem asiatischen Land vermarkten (4ff) – umschwenken (13) – öffentlich unterstützt werden (25f) – hoffen Marktanteil auszubauen (31ff)

Ein Überblick über die Sequenzen gibt auch Ansatzpunkte, um mit dem Verlauf der Geschichte zu spielen und so andere Zukünfte zu durchdenken: „Angesichts von normalen Sequenzen [...] muß man immer an die Möglichkeit von Sequenzen denken, die entweder aus Extravaganz oder durch das Ausbleiben eines Glieds logisch skandalös sind [...]“ (SA, Erz.A., 244). Was wäre, wenn nicht Leonie ins Ausland ginge sondern einer ihrer Kollegen nach Deutschland käme? Oder wenn der Weltmarktführer keine öffentliche Unterstützung für eine bi-nationale Kooperation bekäme? Oder die Billigprodukte besser wären? Darüber hinaus ermöglicht dieser Überblick, die einzelnen Aspekte zu hinterfragen – also warum ist beispielsweise Leonies Karriereweg (Studium, eigenes Team, Projektleitung) erwähnt? Und warum verläuft er so? Warum wird ein Weltmarktführer öffentlich unterstützt? In diesem Sinne ist die Sequenzanalyse ein guter Ansatzpunkt, um Fragen aufzuwerfen.

3.6.3.2 Logisch-zeitliche Ordnung

Die grundlegende Relation der Kerne (in der klassischen abendländischen Erzählstruktur *Doxa*) ist konsekutiv und konsequent, d.h. sie hat sowohl eine chronologische als auch logische Funktion (SA, 113, 146; SZ, 56; VE, 91). Beide Aspekte sind eng verknüpft: „In der Erzählung [...] gibt es keine reine Sukzession: In das Temporale fließt sofort Logik ein, das *Konsekutive* ist gleichzeitig *konsequent*: was *danach* kommt, tritt als Produkt des *Davor* auf“ (SA, 149; vgl. 294; VE, 91). Auffällig wird dieser Zusammenhang dann, wenn ein Glied nicht notiert wird – was einen „logischen Skandal“ hervorruft (SA, 150; SZ, 109). Die konsequente Relation, bei der ein

32 Die Angabe (Zahl) verweist auf die betreffende Zeile des Zukunftsbildes im Anhang (hier nur die der je ersten Nennung).

Kern den anderen determiniert, umfasst auch jene Kerne, die Reaktionen auf eine Handlung notieren (SA, 150). Über diese grundsätzlichen Relationen hinaus können Kerne auch verbunden werden, indem der Diskurs die Absicht zur folgenden Handlung notiert (volitiv) oder deren Einsetzen, Dauer, Unterbrechung oder Einstellung anzeigt (durativ) sowie weil bestimmte Begriffe formale Ergänzungen erfordern (bspw. fragen / antworten) (äquipollent) (SA, 151f). Entscheidend ist jedoch weniger die konkrete Relation als „die Notwendigkeit der Notation; die Erzählung *muß* die zwei [oder mehr] Glieder einer Beziehung notieren, andernfalls wird sie ‚unlesbar‘“ (SA, 151).

Der Text kann über die Anordnung der Kerne mit Logik und Zeitlichkeit spielen (SA, 113). Zudem können Sequenzen ineinander verschachtelt sein, indem einerseits jede Sequenz das Glied einer umfassenderen Sequenz sein kann und andererseits die Glieder verschiedener Sequenzen ineinander übergreifen können (SA, 120). Gerade diese Vernetzung macht die Kontinuität der Erzählung aus, sodass Brüche in der Regel nur dann zugelassen werden, wenn sie sich beispielsweise wie im Epos über eine Kontinuität der Personen auffangen lassen (SA, 121).

Die unumkehrbare logisch-zeitliche Relation der Kerne, die Notwendigkeit, dass der Diskurs alle Glieder notiert (also eine Handlung nicht beenden kann, ohne sie zu beginnen oder andersherum) sowie die erzeugte Kontinuität machen die Erzählstruktur aus. Und das ist für die Analyse von Zukunftsbildern aufschlussreich, denn diese Erzählweise erscheint natürlich, evident – und folglich als Teil einer *Doxa* (SA, 145f, 244). Gleichwohl lässt auch sie sich als „eine rein empirische, kulturelle Logik, die einer, wenn auch uralten Erfahrung entspringt“ begreifen (SA, 253; vgl. RS, 145, 200). So stützt sich die Erzählung letztlich auf ein (stereotypes) Wissen „des Schon-Geschriebenen, des Schon-Gelesenen, des Schon-Getanen“, das gerade die (aristotelische) Wahrscheinlichkeit der Erzählung ausmacht (SZ, 256; vgl. SZ, 24, 201; SA, 151f, 154, 243, 294) – oder, im Hinblick auf Zukunftsbilder, ihre Plausibilität: „Man kann auch sagen, daß die perfekte Sequenz, diejenige, die dem Leser die unerschütterlichste logische Gewißheit verschafft, die „kulturellste“ Sequenz ist, in der man unmittelbar auf eine Summe von Lektüren und Gesprächen stößt [...]“ (SA, 151).

Die logisch-zeitliche Ordnung als Setzung und nicht ‚natürlich‘ aufzubrechen, könnte Potenzial für die Erstellung von Zukunftsbildern haben, insofern Kausalzusammenhänge damit thematisiert und für andere Entwicklungsmöglichkeit offen gehalten werden. Einerseits ergeben sich so weitere Fragen aus den Sequenzen (beispielsweise warum Leonie erst einen Studienabschluss braucht, um in dem Projekt zu arbeiten oder erst Teamleiterin und dann Projektleiterin werden kann).

Andererseits könnten sich daraus Möglichkeiten ergeben, mit Plausibilität und Plausibilisierung sowie mit den angenommen Zusammenhängen zu spielen. In diesem Kontext könnten die Ansätze von Postma und Liebl (2005: 169f) interessante Anknüpfungspunkte bieten, die versuchen, die Konsistenz von Szenarien nicht über Kausalität herzustellen. Ebenso bieten Ansätze mit Wild Cards und inkonsistenten Szenarien Möglichkeiten, mit Begründungsstrukturen und Plausibilisierung zu arbeiten (vgl. Postma & Liebl, 2005: 170f).

Zudem wäre es interessant, den Zusammenhang zwischen zeitlicher Logik und Zukunftsbildern in diesem Kontext genauer zu untersuchen – und zu schauen, was eine fragmentarische Zeitgestaltung (vgl. N, 281; RS, 311) bedeuten würde.

Das Aufbrechen der logisch-zeitlichen Ordnung macht die Relationen letztlich flexibel und umkehrbar (SA, 154; SZ, 35). Statt eines vorgegebenen Sinnzusammenhangs, in dem Elemente logisch aus- und aufeinander folgen, würde eine lose Nebeneinanderstellung entstehen, die sich der narrativen Macht entzieht und deren Zusammenhang herzustellen allein bei den Lesenden liegt (SFL, 160; L 63; UMS, 124; B, 12; FSL, 17; vgl. Ette in LT, 119): „[...] Stets sind andere Logiken nicht nur vorstellbar, sondern auch präsent und aktiviert: Sie erzeugen aus einer anderen Bewegung einen anderen Sinn“ (Ette in LT, 193).

So entwickelt Barthes auch die für ihn charakteristische *écriture courte*, eine Schreibweise in Fragmenten (vgl. Ette, 2011: 48, Ette in LT, 154): darin

„kommt nicht Kurzatmigkeit, sondern Komplexität, nicht Relativierung, sondern Relationierung zum Ausdruck: Es ist eine Schreibweise, für die sich Barthes bewusst entschied, die ihm zugleich aber buchstäblich auf den Leib geschrieben ist und die ein Erkenntnisinstrument von größter epistemologischer Relevanz darstellt“ (Ette, 2011: 47).

Die *écriture courte*, wie sie insbesondere in *Die Lust am Text* (LT), *Fragmente einer Sprache der Liebe* (FSL) oder in *Begebenheiten* (B) auffällt, besteht aus einzelnen Figuren, d.h. Ensembles von einem oder mehreren Kurztexten mit einer Länge zwischen einer Zeile und einer Seite (vgl. Ette in LT, 95f, 152f). Um die narrative Struktur weiter aufzubrechen, ordnet Barthes diese Fragmente alphabetisch nach der Benennung der Figuren an (FSL, 21; vgl. UMS, 173f; ZL, 217; LG, 143; KS, 202). Zudem bricht Barthes nicht nur mit der narrativen Struktur, sondern arbeitet auch aktiv mit Mehrdeutigkeiten und z.T. Widersprüchen (vgl. Ette in LT, 157). Ansätze dieser Schreibweise übernimmt Barthes z.T. auch in seinen Vorlesungen, die er ebenso in Figuren strukturiert und in denen er die Studierenden zum Herstellen von Zusammenhängen auffordert (ZL, 37f, 52, 215ff; N, 38ff). Was Barthes in einer Rezension über Michel Butors *Mobile* schreibt, könnte ebenso gut für seine eigenen Fragmente gelten: „Die Kunst dient hier dazu, eine ernste Frage zu stellen, eine Frage, [...] die keine geringere ist als die nach der *Möglichkeit der Welt* [...]“ (LG, 150).

3.6.4 Analyse der eigenen Benennungen

Konstituiert wird die Sequenz durch ihre Benennung (beispielsweise die Sequenz „Leonies Karriereweg“): Zwar bilden die Kerne Elemente des Textes, doch die Benennung der Sequenz, die sie zusammenführt, ist abhängig von der Lektüre (SA, 119, 243, 294; SZ, 22ff, 85f, 201, 256). Diese ‚Willkür‘ trifft ebenso auf alle Assoziationen, die den Kommentar der kritischen Lektüre bilden, zu. Im Hinblick auf das Bemerkenswertmachen der *Doxa* ist gerade diese Willkür eine weitere Analysemöglichkeit, denn sie, so Barthes (SA, 148), spiegelt als „systematischer Zeuge“ die zugrunde gelegten Klassifikationen der Sprache:

„[...] bezeichne ich eine bestimmte Folge als Entführung, so deshalb, weil die Sprache selbst die Vielfalt bestimmter Handlungen auf einen Begriff gebracht hat, den sie mir vermittelt und dessen Kohärenz sie damit beglaubigt; die Entführung, die ich von im Text verstreuten

Handlungsbrocken ausgehend zusammenstelle, deckt sich dann mit allen Entführungen, die ich gelesen habe; der Name ist ebenso fundiert wie eine wissenschaftliche Tatsache, er ist die exakte, /// unwiderlegbare Spur eines Bereits-Geschriebenen, Bereits-Gelesenen, Bereits-Getanen; das Auffinden des Namens ist also keineswegs eine aus der Luft gegriffene, gänzlich meiner Willkür überlassene Operation; den Namen finden heißt dieses Bereits auffinden, das den Code konstituiert, heißt die Kommunikation des Textes mit allen anderen Erzählungen herstellen, die die narrative Sprache ergeben [...]“ (SA, 148f; vgl. SZ, 85f, 108; RS, 31).

In der Benennung der Sequenzen und im Kommentar der Analyse (wie in allen anderen Aspekten der kritischen Auseinandersetzung mit einem Text) wird das Wechselspiel zwischen Bedeutungsproduktion und immer schon vorgängigen Codes und damit die Arbeit an und in der Sprache deutlich. In diesem Sinne zeigt sich der eigene Denkraum in der Analyse und lässt sich, ganz im Sinne der Verortung der eigenen Sprechposition, hinterfragen:

„Den Text öffnen, das System seiner Lektüre aufstellen, heißt also nicht bloß fordern und zeigen, daß man frei interpretieren darf; das heißt vor allem, und weit radikaler, zur Erkenntnis führen, daß es keine objektive oder subjektive Wahrheit des Lesens gibt, sondern nur eine spielerische Wahrheit; allerdings darf das Spiel hier nicht als Zerstreuung aufgefaßt werden, sondern als eine Arbeit, aus der sich jedoch jegliche Mühsal verflüchtigt hätte [...]“ (RS, 31).

3.6.5 Referenzcodes

Hierunter fallen all jene Codes, die auf ein spezifisches Wissen aufbauen (und sich somit auf dessen Autorität stützen können) und dieses entsprechend bei der lesenden Person voraussetzen (SZ, 23, 257; KS, 85). Ein Anknüpfungspunkt für diesen Code lässt sich in Barthes frühen Textanalysen in den *Informanten* finden, d.h. jene Einheiten, die unmittelbar (und nicht erst durch das Zusammenspiel des ganzen Textes) signifikante Angaben darstellen und dadurch „fix und fertiges Wissen“ bereitstellen (SA, 114). Die *Informanten* erlauben so einerseits das „Erkennen und Zurechtfinden in Raum und Zeit“ (SA, 114) und andererseits verankern sie als „realistische Operator[en]“ die Fiktion im Wirklichen (SA, 115). Dazu greifen sie auf unterschiedlichstes Wissen zurück. Anhand des Bezugswissens (z.B. (Zeit)Geschichte, Physik, Medizin, staatliche Administration, Literatur, Psychologie, Geografie) lassen sich verschiedene Referenzcodes unterteilen (SZ, 24; SA, 239, 237f, 240, 273f, 277). Im Hinblick auf Zukunftsforschung könnte es interessant sein, diese Codes einzeln zu untersuchen.

Das Bezugswissen ist dabei, eben weil es vorausgesetzt wird, i.d.R. ein ‚Allgemeinwissen‘ und darin eng mit der *Doxa* verbunden: Es ist die Psychologie, Politik usw. der gängigen Meinung, auf die sich Referenzcodes beziehen (SZ, 101, 103, 140, 183f, 202f; SA, 240, 292). Obwohl Barthes literarische Texte analysiert, lassen sich die Ausführungen zum Referenzcode auch auf Fachtexte übertragen: Zwar widmen sich diese ggf. einem Wissen, dass nicht Allgemeinwissen ist, gleichwohl gibt es auch innerhalb jeder Wissenschaft eine *Doxa*, bzw. auch Fachtexte beziehen sich auf vorausgesetztes Wissen. Interessant wäre hier also der Blick nicht auf das Wissen, das der jeweilige Text vermitteln will, sondern jenes, das er voraussetzt.

Greifbar wird die *Doxa* insbesondere dann, wenn etwas so evident (und zumeist objektiv gültig) erscheint, dass es keiner Erklärung bedarf (MA, 310f; KW, 187ff). Die Beschäftigung mit Referenz-

renzcodes kann daher darauf aufmerksam machen, welches Wissen für diese Evidenz vorausgesetzt wird und dieses als Ausgangspunkt weiterer Fragen nutzen. So setzt das Zukunftsbild *Frugale Innovation 2030* beispielsweise Wirtschaftswissen voraus – Begriffe wie „mittelständisch“ (I) oder Zusammenhänge wie der zwischen Kosten und Service (9f) werden nicht erklärt. Gleichmaßen ist es interessant, darauf zu schauen, was erklärt wird – so der Begriff der frugalen Innovation (20ff).

Entsprechend der *Doxa* sorgt der Diskurs zudem für Widerspruchsfreiheit bzw. für die Integration von Widersprüchen in eine erklärende Struktur: die Elemente des Diskurses sind aufeinander abgestimmt und stärken so gegenseitig ihre Plausibilität (SZ, 156, 180f). Die Auseinandersetzung mit Referenzcodes kann, indem die Distanzierung vom vorausgesetzten Wissen die Wahrnehmungsebene verschiebt, dazu beitragen, das, was stimmig erscheint, widersprüchlich werden zu lassen. So lässt sich im Hinblick auf das genutzte Beispiel fragen, warum und wie die Unterscheidung von ‚billig‘ zwischen den „Billigprodukten“ asiatischer Hersteller (8) und den „technisch simplen, billigen und robusten“ frugalen Innovationen (22) gezogen wird.

3.6.6 Code der Seme

Das Sem ist linguistisch die Einheit des Signifikats und so versammelt Barthes in diesem Code die verschiedenen Konnotationssignifikate, die zwar im Text verstreut sind, aber, weil sie auf ein gemeinsames Signifikat verweisen, in ihrer Kombination Charaktere, Atmosphären usw. erschaffen (SA, 110ff, 239; SZ, 22; KS, 85):

„Das Sem (oder eigentlich das Konnotationssignifikat) ist ein Konnotator von Personen, Orten, Gegenständen, dessen Signifikat ein Charakter ist. Der Charakter ist ein Adjektiv, ein Attribut, ein Prädikat (zum Beispiel: Außer-Natur, finster, Star, komposit, exzessiv, gottlos usw.). Obgleich die Konnotation evident ist, ist doch die Nennung ihres Signifikats ungewiß, approximativ und labil: den Namen dieses Signifikats festhalten, hängt größtenteils von der kritischen Perinenz ab, von der man ausgeht: das Sem ist nur ein Ausgangspunkt, eine Avenue des Sinns“ (SZ, 189f).

Der semische Code greift gewissermaßen auf, was Barthes in frühen Textanalysen die *Indizien* nennt. Das sind jene Einheiten des Textes, die paradigmatisch auf ein vages, aber für den Sinn der Geschichte, gerade durch die Erzeugung von Charakteren oder Atmosphären, notwendiges Signifikat verweisen – so wird beispielsweise die Nervosität einer Person aus der Beschreibung deutlich, ohne dass diese so benannt würde (SA, 110ff; KS, 85). Als Beispiele – und Ansatzpunkt beim Vorgehen – nennt Barthes die „psychologischen, biographischen, charakterlichen und sozialen Attribute der Personen, die in der Erzählung auftreten (Alter, Geschlecht, äußere Eigenschaften, soziale oder Machtstellung usw.)“ (SA, 253).

Eine zentrale Rolle spielen die Seme gerade für die Erzeugung von Personen: Indem spezifische Seme wiederholt mit einem Eigennamen in Verbindung gebracht werden, bilden sie relativ stabile, mehr oder weniger komplexe Personen (SZ, 71, 189f). Die Personen sind so letztlich das Produkt einer Kombinatorik, doch indem die Seme unter einem Eigennamen verbunden

werden, entsteht der Eindruck einer Individualität, die über die Beschreibung durch die Seme hinauszugehen scheint (SZ, 189f).³³

Gleichwohl bleiben die Seme labil, gerade weil sie sich auf mehrere Personen (oder Erzähler) erstrecken können, und so sollte die Analyse sie nicht fest an eine bestimmte Person bzw. einen Ort oder Gegenstand binden, sondern offenlassen (SZ, 24, 189f). So kann die Strukturation der Seme auch für beispielsweise eine psychologische, thematische oder psychoanalytische Kritik nutzbar sein (SZ, 190).³⁴

Nutzbar für eine kritische Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern ist dieser Code meines Erachtens insbesondere im Hinblick auf die Diskussion von Wertungen. Über Adjektive und Prädikate werden Personen, Themen, Orte usw. in einer bestimmten Weise konstituiert (ESS, 269; N, 104). So werden im Zukunftsbild *Frugale Innovation 2030* die Teammitglieder unterschiedlich ausführlich beschrieben: Neben einem „deutschen Monteur“, der keine weitere Beschreibung erhält, gibt es „junge, gut ausgebildete Elektroingenieure aus dem Land selbst“, deren Kompetenz (die örtlichen Bedingungen und Nutzerinnen zu kennen) zudem noch weiter spezifiziert wird (15ff). Für dieses Beispiel interessant ist zudem die Auseinandersetzung mit dem Begriff der frugalen Innovation: Welche Eigenschaften bedeutet der Bezug zu Früchten und Bescheidenheit für eine Innovation, sodass sie sich von ‚normaler‘ Innovation abgrenzen kann?

3.6.7 Symbolisches Feld

Das symbolische Feld ist ein zentraler Aspekt für Barthes Analysen (vgl. SZ, 257; SA, 241, 272), es bleibt jedoch vage – und ist letztlich, so Barthes (KS, 152), ein Code „in den alles hineinsteckt wird“. Es ist weniger ein Code als jene Perspektive, die die „Organisation der Signifikanten gemäß einer Symbolik“ betrachtet (SA, 241; SZ, 257). Im Fokus steht jenes Feld der sprachlichen Transformationen, Variationen und Verschiebungen, das „den Blick auf eine andere Bühne als die der Äußerung – so wie wir sie zu lesen glauben – „freigibt“ [...]“ (SA, 294; SZ, 257; KW, 223). Zentral ist daher ein Zugang über rhetorische Figuren, beispielsweise über Metapher (Substitution), Metonymie (Verschiebung) oder Antithese (Opposition) (SZ, 22, 31, 212; KW, 224). Während die narrative Logik des Aktionscodes in der Regel nicht bzw. kaum umkehrbar ist, ist das symbolische Feld reversibel und ermöglicht diverse, gleichwertige Sinnzugänge (SZ, 212; KS, 85).

Das symbolische Feld lässt sich so verstehen als jener Ort der Analyse, an dem das Spiel mit sprachlichen Bildern aus verschiedensten Deutungsperspektiven vollzogen wird. Dieses Spiel könnte auch für die Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern spannend sein. Ansatzpunkte für die Konstruktion anderer Zukünfte könnten sich vor allem aus dem Unterlaufen von gesetzten Oppositionen ergeben. In Zukunftsbildern angenommene Gegensätze können über die Analyse herausgestellt und im Neuschreiben beispielsweise aufgehoben oder durch die Setzung eines

33 Anschließen lassen sich hier der onomastische Code, der die Eigennamen umfasst (SA, 239, 272), sowie der soziale Code, der die Titel, Anrede, Gesellschaftsschicht usw. der einzelnen Personen versammelt (SA, 273).

34 Zudem verweist Barthes auf die Aktenanalyse von Greimas, um die Personen in die Textanalyse einzubinden (SA, 261f).

dritten Terms verlagert werden (UMS, 163).³⁵ Die Überschreitung der antithetischen Opposition stellt, so Barthes (SZ, 31f), eine Tabuverletzung dar, durch die sich die *Doxa* stören lässt (und so ist das Paradox auch die rhetorische Figur dieser Überschreitung). Das Zukunftsbild *Frugale Innovation 2030* impliziert (da nur ein Term genannt wird) beispielsweise eine Opposition zwischen entwickelten Ländern und jenen, die es nicht sind, d.h. asiatischen und noch weniger (da die frugalen Innovationen noch robuster und simpler sein sollen) afrikanischen Ländern (3f, 7, 36ff).

Barthes sieht ein Spannungsfeld zwischen Symbolik und Stereotypie (KS, 152f). In diesem Sinne könnte es für das Bemerkenswertmachen der *Doxa* interessant sein, den Blick für Stereotypie zu schärfen: Kennzeichen der *Doxa* ist das Stereotyp – und auch der Mythos, so Barthes, wiederholt sich (MA, 265). Davon ausgehend, erscheint es fruchtbar, bei jenen Aussagen bzw. Setzungen anzusetzen, die innerhalb eines Zukunftsbildes und – noch viel mehr – in verschiedenen Zukunftsbildern zum gleichen Thema wiederholt vorkommen.

3.6.8 Ausschlüsse und Marginalisierungen

Die *Doxa* lässt sich auch über das bemerkenswert machen, was sie beispielsweise als absurd, verrückt, unplausibel oder unmöglich ablehnt (KW, 187; LG, 137). So schreibt auch van der Helm (2006: 23): „[...] the claim that something is impossible often hides interesting assumptions about change processes, possibility judgments and one's position in an organization or in one's life.“ Die Begründungen dafür, etwas als (un)möglich, (un)plausibel, (un)normal usw. anzunehmen, können die *Doxa* bemerkenswert machen und Ansatzpunkte für andere Zukunftsbilder geben.

In der kritischen Analyse sollte, gerade im Hinblick auf das Neuschreiben, auch auf Unerwähntes geachtet werden: „Wenn viele Leute sich darauf einigen, ein Problem als unwichtig zu beurteilen, heißt das im allgemeinen, daß es wichtig ist. Die Bedeutungslosigkeit ist der Ort der wahren Bedeutsamkeit“ (KS, 197). Entsprechend interessant könnte es sein, das, was unerwähnt bleibt (und entsprechend unwichtig erscheint), in eine neue Erzählung zu integrieren oder auch als ihren Ausgangspunkt zu setzen. Zudem könnte eine solche andere Erzählung ebenso damit spielen, das, was als wichtig betont wird, zu marginalisieren.

4. Sprachliche Gestaltungsmöglichkeiten

Die vorgestellten Ansätze sind Möglichkeiten, eine Distanz herzustellen, über die sich die *Doxa* eines Zukunftsbildes bemerkenswert machen lässt. Dadurch wird ihr ihre ‚Natürlichkeit‘ entzogen und das ursprünglich Evidente wird nicht nur erklärungsbedürftig, sondern zudem zu nur einer Setzung von vielen. Eine solche Kritik von Zukunftsbildern schafft Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit Zukünften gerade indem sie Spielräume für andere Setzungen und Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigt (Inayatullah, 1990: 136; 1998: 817; vgl. 2004: 13; Milojević & Inayatullah, 2015: 155; Slaughter, 2002: 495). Eine kritische Zukunftsforschung versteht sich

35 Die Beschäftigung mit dem Unterlaufen von Paradigmen durchzieht Barthes' gesamtes Werk. Hierzu ließen sich diverse weitere Anknüpfungspunkte ausarbeiten, was den Umfang dieser Arbeit jedoch übersteigen würde.

in diesem Sinne grundsätzlich im Hinblick auf ihren zukunftsgestaltenden Anspruch (Milojević & Inayatullah, 2015: 154). Dies ist eng verbunden mit dem Gedanken bzw. dem Anspruch, über das reflexive Öffnen der *Doxa* andere Zukunftsbilder und davon abgeleitet andere Gestaltungsmöglichkeiten in der Gegenwart zu entwickeln (vgl. Grunwald, 2013: 7; Inayatullah, 1998: 815; 2004: 8f). Abschließend soll daher noch ein eher weitere Forschungen inspirierender denn in die Tiefe gehender Blick auf die Gestaltungsmöglichkeiten durch die Auseinandersetzung mit Sprache geworfen werden.

4.1 Veränderbarkeit der Sprache und Veränderung durch Sprache

Sprache (*langue*) lässt sich als Denkraum verstehen, weil sie jedes Sprechen (*parole*) nur anhand konventioneller Kategorien ermöglicht. Genau dieser Aspekt, und das zeichnet die Dialektik der Sprache (*langage*) aus, ist es aber auch, der Sprache inhärent veränderlich macht: Weil die *langue* ein System aus Konventionen ist, besteht sie letztlich nur aufgrund dessen, was gesprochen wird (Eco, 1972: 177). Bereits Saussure weist auf die gleichzeitige Veränderlichkeit und Unveränderlichkeit der Sprache hin (Saussure, 1916: 207): Einerseits lässt sich Sprache aufgrund der Vielzahl der sie gleichzeitig nutzenden Personen kaum willkürlich verändern, gleichzeitig ist sie das Produkt (langwieriger) historischer Entwicklungen (Saussure, 1916: 203, 206f). „Das Vorherrschende bei einer jeden Umgestaltung ist aber, daß die ursprüngliche Materie dabei fortbesteht; die Abweichung vom Vergangenen ist nur relativ“ (Saussure, 1916: 207; vgl. RS, 234; NL, 20; VR, 433ff). Da die Codes stabiler sind als die Bedeutungen, erlauben sie die Erzeugung neuer Bedeutungen, und können so über diese Verschiebungen selbst verändert werden (Eco, 1972: 142f).

Über Verschiebungen der Bedeutungen im Sprechen (*parole*) unterliegt Sprache (*langue*) also einem kontinuierlichen Veränderungsprozess. Dies ist der Punkt, an dem Überlegungen zur Gestaltung von Welt durch Sprache ansetzen:

„Unter der Voraussetzung, dass Bedeutungen nicht gegeben oder garantiert sind, aber dennoch gelebt werden, folgt, dass sie in Frage gestellt und verändert werden können. Und das gilt nicht nur für Autoritätspersonen. Unter der Voraussetzung, dass Bedeutung von gesellschaftlichen Konventionen abhängt, betrifft sie uns alle.“ (Belsey, 2002: 128)

Entsprechend zentral ist die Äußerung mit ihrem performativen Potenzial (ZL, 233), denn sie ist, so schreibt Barthes (RS, 191f) in Anlehnung an Benveniste, „der immer erneuerte Akt, in dem der Sprecher die Sprache in Besitz nimmt (sie sich aneignet, sagt Benveniste zu Recht)“.³⁶ Zudem kann eine Beschäftigung mit der Äußerung die Sprechposition innerhalb des Diskurses explizit mit einbeziehen (ZL, 261).

Weil Sprache darüber hinaus, und auch das war entscheidend dafür, sie als Denkraum zu verstehen, Welt konstruiert, lassen sich Veränderungen der Sprache als Veränderungen dessen verstehen, was wir als ‚objektive Wirklichkeit‘ (d.h. unsere Weltkonstruktion) erleben (Eco,

36 Nach Saussure verstärkt die Unmotiviertheit der Zeichen die Unveränderlichkeit, denn eine Änderung setzt nach Saussure die rationale Diskussion von Vernunftgründen voraus, die sich aus der Beliebigkeit nicht stützen lassen (Saussure, 1916: 204f). Im Umkehrschluss verweist das darauf, dass gerade die Diskussion des Denkraums Veränderungspotenzial bieten könnte.

1972: 89, 190; Berger & Luckmann, 1966: 170): „Nichts ist für eine Gesellschaft von größerer Wichtigkeit als die Klassifikation ihrer Sprachen. Die Klassifikation ändern, das Sprechen verschieben heißt, eine Revolution machen“ (KW, 209, vgl. 198f; L 35).

Sprache bietet daher grundsätzlich gestalterisches und transformatives Potenzial. Doch bleiben viele Fragen dazu, inwieweit und wie sich soziale Wirklichkeit aktiv sprachlich (um)gestalten lässt, offen – und können auch an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Sie bieten jedoch ein gerade für Zukunftsforschung sehr lohnendes Forschungsfeld. Festzuhalten ist, dass sprachreflexive Ansätze ihr transformatives Potenzial daraus beziehen, den sprachlichen Denkraum als kontingent, veränderbar und durchaus auch verhandelbar wahrnehmbar zu machen (Slaughter, 2002: 506; Belsey, 2002: 130):

„Theorie [gemeint sind poststrukturalistische Ansätze, NF] ist demnach nicht einfach Reden über oder Denken von, sondern greift als ästhetische Poiesis in das Seinsgeschehen ein. Ein theoretisches Weltverhältnis ist immer ein verändertes und veränderndes Weltverhältnis, und genau in dieser Kraft, diesem Aktionspotential weltverändernder Anschauung liegt das Eigentliche von Theorie.“ (Birnstiel, 2016: 457)

In diesem Sinne ist die Beschäftigung mit Sprache grundlegend zukunftsorientiert: Indem Denkraum als kontingent wahrnehmbar werden, werden sie veränderbar. Das Spiel mit Kategorien, Begriffen und Zeichen ist immer auch eine Öffnung von Gestaltungsmöglichkeiten.

4.2 Zukunftsbilder diskutieren

Die Beschäftigung mit dem Denkraum, der Zukunftsbildern zugrunde liegt, ermöglicht, ganz im Verständnis von Zukunftsforschung als Umwegsargumentation, eine Beschäftigung mit der gegenwärtigen Weltkonstruktion. ‚Gesichertes‘ Wissen, angenommene Kausalitäten usw. werden so explizit und hinterfragbar. Über eine solche „hermeneutics of the present“ lässt sich daher Orientierungswissen im Sinne einer Auseinandersetzung mit der ‚Ausgangssituation‘ schaffen und Zukunftsgestaltung unterstützen (Grunwald, 2013: 8).

Grunwald (2013: 7) schlägt die Nutzung sprachreflexiver Ansätze im Hinblick auf stark divergierende Zukunftsbilder vor. Aus der Perspektive dieser Arbeit lässt sich die Divergenz von Zukunftsbildern verstehen als Unterschiedlichkeit (und Unvereinbarkeit) der jeweiligen sprachlichen Denkraum.³⁷ Über die Reflexion u.a. der Argumentationsstrukturen, der genutzten Begriffe und Kategorien, der Hervorhebungen und Auslassungen können solche Unterschiede greifbar und kontingent gemacht und dadurch diskutiert werden (vgl. Grunwald, 2009: 29; 2013: 7f; Inayatullah, 1990: 134; Slaughter, 2002: 506; Birnstiel, 2016: 454f). So schreibt Grunwald (2009: 30):

„Demokratische Öffentlichkeit und Entscheidungsverfahren, innerhalb derer legitimiert über konkurrierende Zukünfte und Konsequenzen für die Gegenwart entschieden wird, benötigen eine rationale Aufarbeitung der epistemologischen und normativen Gehalte der ‚verhandelten Zukünfte‘ als Basis für eine informierte Deliberation.“

37 Weitere Untersuchungen im Hinblick auf die vergleichende Analyse von Denkraum, d.h. zum Greifbarmachen ihrer Überschneidungen, Unterschiede, (Un)Vereinbarkeiten etc. wären dazu wünschenswert. Einen möglichen Ansatzpunkt könnten dabei die von Goodman (1978: 20ff) untersuchten Weisen der Welterzeugung bieten.

Die Kritik des genutzten Denkrahmens bietet eine Möglichkeit der Selbstreflexion (Grunwald, 2013: 7; vgl. Belsey, 2002: 155). Diese könnte jedoch über divergierende Zukunftsbilder hinaus Zukunftsgestaltung grundsätzlich unterstützen: Weil eine sprachreflexive Herangehensweise mehr Fragen aufwirft als sie Antworten gibt und dabei die Veränderbarkeit von Welt deutlich macht, lässt sie sich als Anstoß zur Auseinandersetzung mit Zukunftsgestaltung begreifen, die gerade keinen (vorher) bestimmten Weg vorgibt (vgl. Belsey, 2002: 155; KS, 26; Slaughter, 2002: 503; Ette in LT, 306f):

„Der Plan besteht darin, dass die Fragen vielleicht die verwirrenden Alternativen des intellektuellen Marktes durch eine schärfer fokussierte Unentscheidbarkeit ersetzen können, die die Optionen zwar spezifiziert, aber zur Diskussion offenlässt. In dieser Hinsicht ist der Poststrukturalismus mit seiner Betonung des Ausmaßes, in dem wir unsere eigene, bestimmten spezifizierbaren Zwängen unterworfenen Geschichte schreiben, sowohl skeptisch gegenüber einer überkommenen Autorität als auch positiv im Hinblick auf zukünftige Möglichkeiten.“ (Belsey, 2002: 155f)

Weil das sprachliche Veränderungspotenzial in der Äußerung liegt, lässt sich die Auseinandersetzung mit der genutzten Sprache und die Diskussion von Zukunftsbildern bereits als Teil von Zukunftsgestaltung begreifen: Die Reflexion der Sprache, die Distanzierung vom Denkrahmens und das entwerfen paradoxer Zukünfte sind gegenwärtige aber zukunftsorientierte Gestaltungsprozesse (vgl. Milojević & Inayatullah, 2015: 161). Entsprechend zentral sind Diskussionen und partizipative Prozesse für sprachreflexive Ansätze in der Zukunftsforschung – gerade auch, um den eigenen Denkrahmens durch den der anderen bemerkenswert zu machen (Inayatullah, 2004: 11f; vgl. 1998: 825; Milojević & Inayatullah, 2015: 158).

In diesem Sinn lässt sich ausweiten, was Grunwald (2013: 4) mit Bezug auf sich selbst erfüllende oder zerstörende Prophezeiungen schreibt:

„The communication of societal futures is an intervention into further development and changes the constellation for which it was created. Thinking about the future is not possible from a contemplative observer's perspective; the producers of knowledge about the future are part of the system for which they construct futures.“

Eine Veränderung der gegenwärtigen Weltkonstruktion ermöglicht Zukunftsgestaltung. Die Verschiebung der Sprache ist dafür eine Voraussetzung: „Der Wechsel der Sprache ist der Ausgangspunkt aller Neuerungen und Erneuerungen, Entstehungen und starken Integrationen. Manchmal wird in einem Gruppenjargon dieser Bruch nur plakatiert – ohne daß eine neue Sprache entstünde [...]“ (ZL, 169). Eine Veränderung bedarf, so Luckmann und Berger (1966: 168), „einer überzeugenden Plausibilitätsstruktur“. In der kritischen Entwicklung paradoxer Zukünfte steckt das Potenzial, über die Verschiebung der Sprachposition andere Plausibilitäten zu schaffen. Das wiederum heißt aber auch, eine neue *Doxa* zu setzen – und diese durchaus auch erneut zu verschieben:

„Methodologically, reflexivity is a description of the performative power of social discourse. It suggests that by engaging in reflections of futures, which directly challenge self and community identity, people can produce change. Whether such change is directed outwardly or inwardly depends on the agency and power available. It also suggests how the power of information can

work, and furthermore that reflexivity is an ongoing process, producing ever-changing ontologies and discourses, and that any captured articulation of a view of the future is an abstraction of time and space.” (Fuller & Loogma, 2009: 77)

Das Gestaltungspotenzial, das sich aus der kritischen Diskussion von Zukunftsbildern ergibt, gilt es weiter zu untersuchen. Wie bereits im Hinblick auf die Verschiebung der Sprechposition durch Distanzierung von der *Doxa* diskutiert wurde, sind dabei die Grenzen der Reflexion des eigenen Denkrahmens mitzubedenken. Zudem lässt sich sprachreflexive Kritik theoretisch zwar nur als endloser Prozess denken, gleichwohl ist es gerade die Stabilität des Denkrahmens, der praktisch handlungsfähig macht. In diesem Sinne oszillieren sprachreflexive Ansätze in der Zukunftsforschung zwischen dem Stören und Setzen einer *Doxa*, zwischen der Betonung von Kontingenz und dem Anhalten des Prozesses an einer verschobenen Sprechposition – ohne jedoch im Anhalten zu vergessen, dass andere Setzungen immer auch möglich wären.

4.3 Kontingenz nutzbar machen

Das Bemerkenswertermachen der *Doxa* macht die Kontingenz von Setzungen deutlich:

„[...] ich halte den möglichen Sinn nicht für eine Art nachsichtige und liberale Vorbedingung für einen feststehenden Sinn; für mich ist der Sinn nicht eine Möglichkeit, nicht ein Mögliches, sondern das eigentliche Wesen des Möglichen, das Wesen des Plurals (und nicht ein oder zwei oder mehrere Möglichkeiten).“ (SA, 233)

Das eröffnet Gestaltungsspielräume, stellt aber auch die Frage, anhand welcher Setzung(en) diese nutzbar zu machen sind und wo entsprechend der Reflexionsprozess anzuhalten ist, um Handlungsmöglichkeiten zu schaffen. Zwar sind alle Weltkonstruktionen prinzipiell gleich gültig (da keine einen ‚wahren‘ Wirklichkeitsbezug herstellt), dennoch sind sie nicht beliebig. Sprachreflexive Ansätze verstehen sich explizit nicht als neutral, sondern als Denken aus einer spezifischen Sprechposition heraus, mit der auch Wertungen einhergehen (vgl. Eco, 1972: 441). Jede Weltkonstruktion erlaubt und verbietet andere Aspekte und bezieht unterschiedliche Akteure in verschiedenen Machtpositionen mit ein. So ist es gerade in Gestaltungsprozessen zentral, die verschiedenen Konstruktionen im Hinblick auf ihre Nützlichkeit bezogen auf einen bestimmten Kontext, bestimmte Interessen usw. kritisch zu prüfen (Fuller & Loogma, 2009: 75; SA, 138; UMS, 105). Eine solche Auseinandersetzung ist explizit normativ, sie fragt nach wünschbaren Zukünften bzw. dem Wünschbaren in Zukünften. Eine solche Wertung ist aber immer relativ – für unterschiedliche Individuen, Gruppen usw. fällt die Antwort unterschiedlich aus. Daher sollte die Diskussion von Nützlichkeit und Wünschbarkeit auch eine kritische Reflexion dessen einbeziehen, was die Wünschbarkeit und Nützlichkeit der Einen an nachteiligen Aspekten für die Anderen beinhaltet.

Spezielle Ansatzpunkte für eine solche Diskussion bietet zum Beispiel die Auseinandersetzung mit *disowned* und *used futures*, die Inayatullah und Milojević vorschlagen: *Disowned futures* sind Erzählungen, die einer Zukunftsgestaltung im Weg stehen, weil sie bestimmte Aspekte (des Selbst, einer Organisation) unterdrücken, wenn sie nicht dem aktuell gesetzten, spezifischen Zukunftsbild entsprechen (Milojević & Inayatullah, 2015: 155, 157). Unter *used futures* sind Erzählungen zu verstehen, die auf veralteten, nicht mehr gültigen Annahmen oder den Annahmen

anderer beruhen und die dadurch keine an aktuelle Bedingungen angepasste Zukunftsgestaltung mehr ermöglichen (Milojević & Inayatullah, 2015: 155f).

Besondere Relevanz könnte auch die Auseinandersetzung mit vernachlässigten oder unterdrückten Zukunftsbildern haben: Aus obigen Überlegungen ableitend ließe sich sagen, dass Zukunftsbilder, indem sie an einer *Doxa* ausgerichtet sind, Perspektiven außerhalb dieser *Doxa* systematisch ausschließen. Entsprechend liegt in einer sprachreflexiven Analyse auch die Möglichkeit, Ausgeschlossenes sichtbar zu machen, wie es beispielsweise Slaughter für eine kritische Zukunftsforschung erforderlich sieht (Slaughter, 2002: 505f) oder Gaisbauer und Sedmak (2014) im Hinblick auf *neglected futures* thematisieren.

Die Möglichkeiten, die sprachreflexive Ansätze gerade für die Auseinandersetzung mit sprachlichen Machtpositionen bieten, sind vor allem in Kombination mit expliziten normativen Vorstellungen ein guter Ausgangspunkt, um die geschaffene Kontingenz für explizite Setzungen nutzbar zu machen.

4.4 In Differenzen denken

Die Differenz ist konstitutiv für alle Bedeutungsprozesse. Doch was Differenz heißt, kann ebenfalls verschoben werden, und Barthes sucht in seinem Werk nach einer Verschiebung, die ein sensibles, sich außerhalb von Macht stellendes Sprechen ermöglicht (UMS, 79, 98; KS, 145; NL, 61ff; SFL, 14f; HK 47, 49; RS, 59, 81, 385; ZL, 191; ESS, 165, 198; LT, 28f; LG, 163). Auch in diesen Überlegungen – die explizit keine gefundenen Lösungen sind – sehe ich Anregungen für Zukunftsforschung, deren weitere Ausarbeitung lohnenswert wäre. Denn als grundlegend für die Differenz gilt das Paradigma, das die eigentliche Opposition zwischen zwei Termen (oder vier im komplexen Paradigma) schafft (N, 33; ES, 59ff): Die *Doxa*, so Barthes „[...] macht es sich im Paradigma (in der konflikthaften Opposition) bequem: die einzige Art, auf einen Term zu reagieren (ihm zu respondieren, korrespondieren): ihn zu bestreiten“ (N, 128). Konstitutiv für Bedeutungsprozesse ist dann die Wahl zwischen A oder B (oder A und B oder weder A noch B). Solche (häufig aber nicht notwendig binären) Oppositionen sind auch grundlegender Aspekt für viele Zukunftsbilder: Besonders deutlich wird das dann, wenn *worst case* und *best case* Szenarien entwickelt werden (ggf. mit einem dritten, beispielsweise *Business as usual* Szenario, das dem neutralen Term (weder A noch B) entspricht). Paradigmatische Oppositionen finden sich jedoch im Sinne der Entscheidung zwischen dieser oder jener Entwicklung auch in Projektionen oder Einschätzungen von Delphi-Umfragen und sind ebenso präsent in der Gegenwartsanalyse (beispielsweise wird dieser oder jener Zusammenhang zwischen Schlüsselfaktoren angenommen). Mit Barthes lässt sich fragen, ob ein Denken der Differenz nicht auch eines sein könnte, das graduelle Intensitäten statt Oppositionen annimmt³⁸ oder das mit Bedeutungen spielt gerade indem es die Opposition unterläuft (v.a. N):

„[...] die Differenz tritt wie ein Zerstäuben auf [...]; es geht nicht mehr darum, in der Lektüre der Welt und des Subjekts Entgegensetzungen zu finden, sondern Ausbrechen, Übertreten, Fluchten, Verschiebungen, Verlagerungen, Abgleiten“ (UMS, 80; vgl. N, 132).

38 Vgl. dazu auch die Konzeption des seriellen Denkens bei Eco (1972: 379ff).

Eine solche Herangehensweise an Differenz betont den Unterschied als Einzigartigkeit, statt Oppositionen zu schaffen. Im Paradigma werden die jeweiligen Terme homogenisiert, um sie stärker voneinander abgrenzen zu können (ganz ähnlich der Clusteranalyse im Szenarioprozess), während graduelle Differenzen die Terme in immer weitere Nuancen zerstäuben. Es könnte für Zukunftsforschung interessant sein, auch diese zerstäubenden Bedeutungserzeugungen einzubeziehen – und zu schauen, was dabei herauskäme.

4.5 Mit Möglichkeiten experimentieren

Eine letzte Anregung, die hier vorgestellt werden soll, bezieht sich darauf, Zukunftsbilder als Spielraum für das Experimentieren mit Möglichkeiten zu begreifen. Werden Zukunftsbilder als Fiktionen verstanden, die das Spiel mit Setzungen erlauben – beispielsweise auch, indem Erzählstrukturen aufgebrochen, Paradoxien eingeführt werden – ermöglichen sie es, veränderte Sprechpositionen zu erfahren: „Die damit einhergehende Entautomatisierung eingespielter Verhaltensmuster kann uns frei machen für neue Formen des Erlebens, für andere Ausdrucks- und Darstellungsformen, mit denen wir zuvor im Leben noch niemals experimentiert haben“ (Ette, 2011: 12).

Barthes' Überlegungen zur aktiven Rolle der Lesenden können hierfür Inspirationen bieten. Barthes versteht Lesen grundlegend als bedeutungserzeugenden Prozess (SZ, 8f): Der Text entfaltet sich in der Lektüre und keine Autorin hat darüber eine Autorität (RS, 57ff; SFL, 12, 51; KS, 91; SZ, 209; LT, 38). In seiner *écriture courte* verfasst Barthes Texte, die diese aktive Lektüre regelrecht einfordern und damit die Lesenden in den Text als Spielfeld von Bedeutungen werfen. Ein solcher aktiver Umgang mit Zukunftsbildern, in denen nicht Zukünfte ‚konsumiert‘ sondern im Lesen erzeugt werden, könnte interessante Ansatzpunkte in der Zukunftsforschung bieten. Insbesondere die Möglichkeit, offene Bezüge zwischen z.B. Ereignissen anzubieten, die über eine (eingeforderte) Aktivität der Lesenden in unterschiedlicher Weise verfestigt werden können, erscheint mir für Zukunftsforschung interessant.

Im eigenen Neuschreiben liegt zudem die Möglichkeit, solche veränderten Sprechpositionen auch zu erfahren. Barthes betont die Wichtigkeit des Vergessens und Verlernens der eigenen Setzungen, um einen Freiraum für Möglichkeiten zu schaffen (L 71; Ette, 2011: 26f, 135, 137): „Vergessen und Verlernen versuchen, das Vergangene aus der Vormachtstellung zu vertreiben und auf ein Prospektives hin zu öffnen“ (Ette, 2011: 27). Die beschriebenen Distanzierungen machen nicht nur die *Doxa* bemerkenswert, sondern erlauben es auch, im Verschieben der Wahrnehmungsebene Aspekte des eigenen Denkrahmens zu verlernen und sich so neu zu positionieren. Das Neuschreiben als Spiel mit Setzungen ist so ein Experimentierfeld für mögliche Positionen, die je unterschiedliche Fragen und Antworten auf beispielsweise die Nützlichkeit oder die Ein- und Ausschlüsse bestimmter Setzungen erlauben: „Literatur ist nuancenreich und viellogisch – wie das Leben selbst. Sie kann daher zum Erprobungsraum des Lebens werden“ (Ette, 2011: 124).

Die kritische Auseinandersetzung als Spiel mit Sprache zu begreifen, verweist auf die Möglichkeit, Sprechpositionen und Plausibilitäten auszuprobieren. Gleichzeitig verschiebt sich (wie leicht auch immer) die eigene Sprechposition im Spiel (Belsey, 2002: 142f) und schafft so ein

Wissen über andere Setzungen bzw. die Möglichkeit dazu. Mit Barthes lässt sich hier die Nähe zu Simulationen herstellen: Im Text werden mögliche Setzungen modelliert, durchgespielt und damit ein Wissen über sie generiert (VR, 220f, 264ff; ZL, 52; vgl. Fuller & Loogma, 2009: 76). Es könnte interessant sein, diese Überlegungen mit Spielansätzen in der Zukunftsforschung zu kombinieren und so zu untersuchen, ob darin Potenziale für die Auseinandersetzung mit Zukunftsgestaltung und Erfahrung von Möglichkeiten liegen.

5. Zum Schluss

Weil Sprache ein maßgeblich differentielles, konventionelles und präfigurierendes System darstellt, ist sie sowohl Weltkonstruktion als auch Denkrahen: Indem ich benenne, erzeuge ich Welt – und ich benenne wie ich benenne aufgrund meiner Weltkonstruktion. Die Setzungen sind dabei grundsätzlich kontingent. Auf der Diskursebene manifestieren sich Machtpositionen sprachlich darüber, dass spezifische Weltkonstruktionen andere unterdrücken. Setzt sich eine Sprache dabei als natürlich und selbstverständlich, wird sie zur *Doxa*:

„Dieser Umstand und einige weitere Tatsachen machen deutlich, wie unsinnig es ist, wenn wir unsere Gesellschaft in Frage stellen wollen, ohne zugleich die Grenzen der Sprache zu bedenken, mittels deren (ein instrumentelles Verhältnis) wir sie in Frage zu stellen vorgeben: Das ist so, als wollte man den Wolf vernichten und machte es sich in seinem Rachen bequem. Diese Übungen in einer abweichenden Grammatik [als die sich auch die hier vorgestellten Ansätze zur Vorgehensweise begreifen lassen, NF] hätten zumindest den Nutzen, daß sie Zweifel an der Ideologie unserer eigenen Sprache in uns wachriefen.“ (RZ, 21)

Zukunftsbilder sind sprachliche Konstruktionen, deren Plausibilität, so eine These dieser Arbeit, maßgeblich durch die Konformität mit einer *Doxa* bestimmt ist. Eine sprachreflexive Auseinandersetzung kann dazu beitragen, die Natürlichkeit der *Doxa* bemerkenswert zu machen, sie so zu denaturalisieren und die Wahrnehmung von Kontingenz wieder einzuführen. Diese Distanzierung von der *Doxa* lässt sich als Verschiebung der eigenen Sprechposition verstehen, die einerseits selbst einen Transformationsprozess darstellt und andererseits die Möglichkeit bietet, mit anderen Zukunftsbildern zu spielen und davon Gestaltungsspielräume abzuleiten. Anregungen für die kritische Auseinandersetzung mit Zukunftsbildern bieten verschiedene Ansätze von Barthes, u.a. zur kritischen Lektüre, Analyse der narrativen Struktur und im Hinblick auf das von der *Doxa* vorausgesetzte Wissen.

Insbesondere als Ausgangspunkt einer Diskussion von Zukünften bietet eine solche Kritik an Zukunftsbildern Gestaltungspotenzial: Die gemeinsame Auseinandersetzung mit Bedeutungen kann den sprachlichen Denkrahen und entsprechend die gegenwärtige Weltkonstruktion verschieben. Dabei bleibt zu betonen, dass es sich um Verschiebungen hin zu einer anderen sprachlichen Position handelt, die ebenso konventionell wie präfigurativ ist. Eine Kritik an Sprache ist daher als kontinuierlicher Prozess zu denken, bei dem mit Sprechpositionen gespielt wird, indem sich Kritik immer auch selbst hinterfragt. Gleichwohl ist es gerade die Stabilität des sprachlichen Denkrahmens und oft auch gerade der Bezug zu einer *Doxa*, die handlungsfähig macht – und von diesem festen Grund aus die reflexiven Verschiebungen der Sprache ermöglicht. Ein solcher Anspruch muss sich folglich vor allem darauf beziehen, die Konventionalität

der Welt und die damit verbundene Kontingenz der Setzungen im Blick zu behalten, um sie (bei Bedarf) nutzbar machen zu können.

Das verweist bereits darauf, dass die hier vorgeschlagene sprachreflexive Perspektive sich nicht als grundsätzliche Gegenposition zu anderen (beispielsweise referentiellen) sprachlichen Perspektiven versteht. Sprachen sind prinzipiell, das sollte deutlich geworden sein, gleich gültig – und dabei eben gerade nicht beliebig, sondern an eine spezifische Weltkonstruktion gebunden, auf deren Grundlage Einschätzungen von u.a. Plausibilität, Geltung (so wie sie Grunwald (2009: 32) vorschlägt) oder Wünschbarkeit möglich sind. In diesem Sinne bieten die hier vorgestellten Ansätze Möglichkeiten, um mit den unterschiedlichen Perspektiven auf Sprache und damit auf Welt zu spielen: Ganz im Sinne Barthes' sind die hier vorgestellten Ansätze nicht als grundlegende Wahrheit zu verstehen, sondern als kritische Unterstützung anderer Denkweisen, um ab und zu deren Selbstverständlichkeiten durch Verschiebungen der Sprechpositionen zu stören (L 57; RS, 204f; MA, 255; KS, 121).

Im Hinblick auf die Nutzbarkeit und Wirksamkeit des sprachreflexiven Gestaltungspotenzials sind dabei weitere Untersuchungen dringend notwendig.

Sprachreflexive Ansätze bieten sich an, wenn es um die Hinterfragung der eigenen Setzungen gehen soll, beispielsweise in der Auseinandersetzung mit Begründungen, normativen Verständnissen oder Machtpositionen, und können zudem als Experimentierfeld mit Möglichkeiten verstanden werden. Dabei sind neugeschriebene Zukunftsbilder nicht ‚besser‘, weniger von Setzungen geprägt oder nie dagewesene Vorstellungen. Was sie schaffen, ist eine Differenz: Sie sind nicht mehr – und nicht weniger – als anders.

Anhang

Um die vorgestellten Analyseansätze zu verdeutlichen, wurde auf das Zukunftsbild *Lokal handeln – global kooperieren: Frugale Innovation 2030* zurückgegriffen. Es ist eine der Geschichten aus der *Zukunft 2030*, die im BMBF Foresight Zyklus II entwickelt wurden (Zweck et al., 2015: 46f). Das Zukunftsbild wird im Folgenden vollständig wiedergegeben.

1 Leonie ist begeisterte Elektroingenieurin für einen deutschen, mittelständischen
 2 Weltmarktführer im Bereich der Medizintechnik. Ihr erstes größeres Projekt nach
 3 dem Studienabschluss führt sie 2030 als Entwicklungsingenieurin für drei Jahre in ein
 4 asiatisches Land. Ihr Unternehmen hatte zunächst einige Jahre lang versucht, seine
 5 etablierten Produkte über Vertriebsniederlassungen in den größten Ballungsräumen
 6 dieses Landes zu vermarkten. Mit wenig Erfolg – immer wieder gab es Defekte an
 7 den Geräten, die bei der Nutzung in entwickelten Ländern nie aufgetreten waren.
 8 Außerdem machten ihnen asiatische Anbieter zu schaffen, die mit Billigprodukten in
 9 den Markt drängten und sich weitere Kostenvorteile dadurch verschafften, dass sie
 10 für ihre Produkte kaum Service anboten. Da die Konkurrenzprodukte noch häufiger
 11 ausfielen, ging das Interesse an den Produkten in dem Land insgesamt stark zurück –
 12 der Markt war praktisch innerhalb weniger Jahre verbrannt. Mit Leonies Projekt
 13 schwenkt ihr Unternehmen nun nach dem Vorbild einiger Vorreiter um: Leonie soll
 14 in einem eigenen Team ein Produkt direkt in dem asiatischen Land entwickeln. Zum
 15 Team gehören neben einem deutschen Monteur auch junge, gut ausgebildete
 16 Elektroingenieure aus dem Land selbst, die die örtlichen Einschränkungen genau
 17 kennen und wissen, wie die Nutzerinnen und Nutzer das Produkt einsetzen und be-
 18 dienen wollen. Als zentrale Schwachstelle hatten sich die multifunktionalen, aber
 19 dadurch sehr komplexen Netzteile erwiesen. Mit ihren Partnern setzt Leonie nun auf
 20 das Konzept frugaler Innovation. Darunter versteht Leonie Innovationen, die auf die
 21 lokalen Beschränkungen bei der Ressourcenverfügbarkeit kreativ reagieren und so
 22 zu technisch simplen, billigen und robusten Produkten führen. Die neuen Netzteile
 23 sollen mit einem Zehntel an Bauteilen auskommen und sind speziell ausgelegt für
 24 die erwarteten Spannungsschwankungen, das subtropische Klima und die deutlich
 25 höhere Nutzungsintensität der Geräte. Die Kooperation wird in einer bi-nationalen
 26 Initiative von öffentlicher Seite unterstützt – auch mit dem Ziel, die Wertschöpfung
 27 in dem Land zu erhöhen. Leonie muss daher auch die eingeschränkten Produktions-
 28 möglichkeiten bei der Konstruktion berücksichtigen. In ihrem Team beschäftigt sich
 29 Leonie mit völlig neuen Konstruktionsformen, die sie im Studium, aber auch in ihrem
 30 Unternehmen bislang nicht kennengelernt hat und die auch von den praktischen
 31 Erfahrungen der asiatischen Teammitglieder ausgehen. Ihr Unternehmen erhofft
 32 sich, das neue Produkt auch in anderen Ländern mit einer labilen Stromversorgung
 33 zu vermarkten. Leonie gefällt diese Art der Projektarbeit in einem internationalen
 34 und interkulturellen Team. Sie denkt schon an die Zeit nach dem Projektende in

35 Asien und könnte sich gut vorstellen, dann die Leitung für ein vergleichbares Projekt
36 in einem afrikanischen Land zu übernehmen. Gerne möchte sie dort ihre frischen
37 Erfahrungen mit frugaler Innovation nutzen, um besonders einfache und robuste
38 Systemlösungen zu entwickeln.

Quellenverzeichnis

Die Werke von Roland Barthes sind mit Siglen (anhand der deutschen Titel) versehen und hier entsprechend aufgeführt.

Alle andere Literatur findet sich in alphabetischer Sortierung im Anschluss. Aufgeführt sind die hier direkt verwendeten Werke. In dieser Arbeit wurden z.T. Bezüge unter anderem zu Foucault und Derrida hergestellt. Wenn ich solche Bezüge, wie in diesen Fällen, ausschließlich über das Werk von Barthes oder Sekundärliteratur herstelle, sind nur diese aufgelistet.

Damit die Chronologie von Barthes Werk (und anderen Schriften) nachvollziehbar ist, gibt die Jahreszahl für die Werke in Klammern die Erstveröffentlichung, bei posthum erschienenen Werken soweit möglich den Entstehungszeitraum und bei Sammlungen den Zeitraum an. Das Jahr der deutschen, genutzten Veröffentlichung befindet sich in den weiteren Angaben.

A. Werke von Roland Barthes

- B: (1987): *Begebenheiten. Incidents*. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Mainz, 2. erweiterte Auflage (2007); 1. Auflage 1988; Originaltitel: „Incidents“, Übersetzung Hans-Horst Henschen
- ES: (1964): *Elemente der Semiotologie*. Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Frankfurt a.M., 2. Auflage (1981); 1. Auflage 1979; Originaltitel: „Éléments de sémiologie“, Übersetzung Eva Moldenhauer
- ESS: (1982): *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 8. Auflage (2015); 1. Auflage 1990; Originaltitel: „L'obvie et l'obtus. Essais critiques III“, Übersetzung Dieter Hornig
- FSL: (1977): *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt a.M., 17. Auflage (2015); 1. Auflage 1988; Originaltitel: „Fragments d'un discours amoureux“, Übersetzung Hans-Horst Henschen
- HK: (1977): *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt a.M., 16. Auflage (2016); 1. Auflage 1985; Originaltitel: „La chambre claire. Note sur la photographie“, Übersetzung Dietrich Leube
- KS: (1981): *Die Körnung der Stimme. Interviews 1962 – 1980*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1. Auflage (2002); Originaltitel: „Le grain de la voix“, Übersetzung Agnès Bucaille-Euler, Birgit Spielmann, Gerhard Mahlberg
- KW: (1966): *Kritik und Wahrheit*. Erschienen als Zusammenstellung der Werke „Am Nullpunkt der Literatur, Literatur oder Geschichte, Kritik und Wahrheit“, edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1. Auflage (2006); Originaltitel: „Critique et vérité“, Übersetzung Helmut Scheffel
- L: (1978): *Leçon / Lektion. Französisch und Deutsch. Antrittsvorlesung im Collège de France gehalten am 7. Januar 1977*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1. Auflage (1980); Übersetzung Helmut Scheffel

- LG: (1963, 1964): *Literatur oder Geschichte*. Erschienen als Zusammenstellung der Werke „Am Nullpunkt der Literatur, Literatur oder Geschichte, Kritik und Wahrheit“, edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1. Auflage (2006); Zusammenstellung aus „Sur Racine“ (1963) und „Essais critiques I“ (1964), Übersetzung Helmut Scheffel
- LT: (1973): *Die Lust am Text*. Suhrkamp Studienbibliothek, Berlin, 1. Auflage (2010); Originaltitel: „Le plaisir du texte“, Übersetzung Ottmar Ette (basierend auf „OEuvres complètes. édition établie et présentée par Éric Marty“, Bd. II, Paris: Seuil 1993)
- MA: (1957): *Mythen des Alltags*. Suhrkamp Taschenbuch Verlag, Berlin, 2. Auflage (2013); 1. Auflage 2012; Originaltitel: „Mythologies“, Übersetzung Horst Brühmann
- N: (2002): *Das Neutrum*. Vorlesung am Collège de France, 1977-1978. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2. Auflage (2015), 1. Auflage 2005; Originaltitel: „Le Neutre. Notes de cours au Collège de France, 1977-1978“, Herausgegeben von Éric Marty, Übersetzung Horst Brühmann
- NL: (1953): *Am Nullpunkt der Literatur*. Erschienen als Zusammenstellung der Werke „Am Nullpunkt der Literatur, Literatur oder Geschichte, Kritik und Wahrheit“, edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1. Auflage (2006); Originaltitel: „Le degré zéro de l'écriture“, Übersetzung Helmut Scheffel
- RS: (1984): *Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 4. Auflage (2015); 1. Auflage 2006; Originaltitel: „Essais Critiques IV. Le bruissement de la langue“, Übersetzung Dieter Hornig
- RZ: (1970): *Das Reich der Zeichen*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 19. Auflage (2015); 1. Auflage 1981; Originaltitel: „L'empire des signes“, Übersetzung Michael Bischoff
- SA: (1962-1973): *Das semiologische Abenteuer*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1. Auflage 1988; Originaltitel: „L'aventure sémiologique“, Übersetzung Dieter Hornig
- SFL: (1971): *Sade, Fourier, Loyola*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt a.M., 3. Auflage (2015); 1. Auflage 1974; Originaltitel: „Sade Fourier Loyola“, Übersetzung Maren Sell und Jürgen Hoch
- SM: (1967): *Die Sprache der Mode*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 9. Auflage (2014); 1. Auflage 1985; Originaltitel: „Système des la Mode“, Übersetzung Horst Brühmann
- SZ: (1970): *S/Z*. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt a.M., 7. Auflage (2016); 1. Auflage 1987; Originaltitel: „S/Z“, Übersetzung Jürgen Hoch
- UMS: (1975): *Über mich selbst*. Mathes & Seitz, Berlin., 1. Auflage (2010); erstmals in deutscher Übersetzung beim selben Verlag 1978; Originaltitel: „Roland Barthes par Roland Barthes“, Übersetzung Jürgen Hoch
- VE: (1973): *Variations sur l'écriture*. Französisch-Deutsch. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Mainz, deutsche Ausgabe (2006); Übersetzung Hans-Horst Henschen
- VR: (2003): *Die Vorbereitung des Romans*. Vorlesung am Collège de France, 1978-1979 und 1979 - 1980. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 3. Auflage (2015), 1. Auflage 2008; Originaltitel: „La Préparation du Roman (I et II). Notes de cours et de séminaires au Collège de France, 1978-1979 et 1979-1980“, Herausgegeben von Éric Marty, Übersetzung Horst Brühmann

ZL: (2002): *Wie zusammen leben. Simulationen einiger alltäglicher Räume im Roman. Vorlesung am Collège de France, 1976-1977*. Edition Suhrkamp, Frankfurt a.M., 2. Auflage (2011), 1. Auflage 2007; Originaltitel: „Comment vivre ensemble. Simulations romanesque de quelque espaces quotidiens. Notes de cours et de séminaires

B. Weitere Literatur

- Belsey, Catherine (2002): *Poststrukturalismus*. Reclam, Stuttgart. 1. Auflage, 2013.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1966): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Fischer, Frankfurt a.M. 25. Auflage, 2013.
- Birnstiel, Klaus (2016): *Wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Eine kurze Geschichte des Poststrukturalismus*. Wilhelm Fink, Paderborn.
- Eco, Umberto (1972): *Einführung in die Semiotik*. Wilhelm Fink, München. 9., unveränderte Auflage, 2002.
- Ette, Ottmar (2011): *LebensZeichen. Roland Barthes zur Einführung*. Junius Verlag, Hamburg. 2., unveränderte Auflage 2013.
- Fuller, Ted & Loogma, Krista (2009): „Constructing futures: A social constructionist perspective on foresight methodology”. In: *Futures* 41 (2009). S. 71–79.
- Gaisbauer, Helmut P. & Sedmak, Clemens (2014): „Neglected futures. Considering overlooked poverty in Europe”. In: *European Journal of Futures Research*, Dezember 2014.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Goodman, Nelson (1978): *Weisen der Welterzeugung*. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt a.M., 8. Auflage 2014.
- Grunwald, Armin (2009): „Wovon ist die Zukunftsforschung eine Wissenschaft?“. In: Reinhold Popp & Elmar Schüll (Hrsg.) (2009): *Zukunftsforschung und Zukunftsgestaltung. Beiträge aus Wissenschaft und Praxis*. Springer, Berlin, Heidelberg. S. 25-35.
- Grunwald, Armin (2014): „Modes of orientation provided by futures studies: making sense of diversity and divergence”. In: *European Journal of Futures Researches* (2014)
- Helm, Ruud, van der (2006): „Towards a clarification of probability, possibility and plausibility: how semantics could help futures practice to improve”. In: *Foresight*, Vol. 8 Iss 3, S. 17 – 27.
- Inayatullah, Sohail (1990): „Deconstructing and Reconstructing the Future. Predictive, cultural and critical epistemologies.” In: *Futures*, 3(1990). S. 115-141.
- Inayatullah, Sohail (1998): „Causal Layered Analysis. Poststructuralism as method”. In: *Futures*, Vol. 30, No. 8 (1998). S. 815–829.
- Inayatullah, Sohail (2004): „Causal Layered Analysis: Theory, historical context, and case studies”. In: Sohail Inayatullah (Hrsg.) (2004): *The Causal Layered Analysis (CLA) Reader. Theory and Case Studies of an Integrative and Transformative Methodology*. Tamkang University Press, Taipei. S. 8-49.
- Milojević, Ivana & Inayatullah, Sohail (2015): „Narrative foresight“. In: *Futures* 73 (2015). S. 151–162

- Peirce, Charles Sanders (1904): „Neue Elemente“. In: Mersch, Dieter (1998) (Hrsg.): *Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Peirce bis Eco und Derrida*. DTV, München. S. 37-56.
Der Auszug basiert auf: Charles Sanders Peirce: „Neue Elemente“. In: ders.: *Naturordnung und Zeichenprozeß. Schriften über Semiotik und Naturphilosophie*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., 1991.
- Postma, Theo J. B. M. & Liebl, Franz (2005): „How to improve scenario analyse as a strategic management tool?“. In: *Technological Forecasting & Social Change*, 72 (2005). S. 161-173.
- Saussure, Ferdinand de (1916): „Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“. In: Mersch, Dieter (1998) (Hrsg.): *Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Peirce bis Eco und Derrida*. DTV, München. S. 193-215. Der Auszug basiert auf: Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, De Gruyter Verlag, Berlin, 2. Auflage, 1967.
- Slaughter, Richard A. (2002): „Beyond the mundane. Reconciling breadth and depth in futures enquiry“. In: *Futures*, 34 (2002). S. 493-507.
- Steinmüller, Karlheinz (2007): „Zeichenprozesse auf dem Weg in die Zukunft: Ideen zu einer semiotischen Grundlegung der Zukunftsforschung.“ In: *Zeitschrift für Semiotik*, 29 (2-3), 2007. S. 157-175.
- White, Hayden (1973): *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Deutsche Ausgabe 1991, Fischer Verlag, Frankfurt a.M.
- White, Hayden (1986): „Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses.“ In: Koselleck, Reinhart & Stierle, Karlheinz (Hrsg) (1986): *Sprache und Geschichte*. Band 10. Klett Verlag, Stuttgart.
- Zweck, Axel; Holtmannspötter, Dirk; Braun, Matthias; Erdmann, Lorenz; Hirt, Michael & Kimpeler, Simone (2015): *Geschichten aus der Zukunft 2030. Ergebnisband 3 zur Suchphase von BMBF-Foresight Zyklus II*. VDI TZ, Düsseldorf.

Bibliographische Informationen der Deutschen Bibliothek

Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

iF-Schriftenreihe Sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung 03/17

ISBN: 978-3-944843-28-5 (eBook)

ISBN: 978-3-944843-29-2 (print)

© 2017 by Institut Futur

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die **Online-Publikationen der iF-Schriftenreihe Sozialwissenschaftliche Zukunftsforschung** sind auf dem **Dokumentenserver der Freien Universität** veröffentlicht.

(DOI: 10.17169/FUDOCs_series_000000000250)

Alle Einzelausgaben können kostenfrei als PDF heruntergeladen werden.